N
3
pD8

Schweizerische Monatsschrift Weihnachten 1950 Fr. 4.50

Cognac Favraud

LA MARQUE DU CHATEAU

FEDERIGO BAROCCI
1526–1612
Geburt Christi. 135,5×110,5 cm
Ambrosiana Mailand

Du

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT
DEZEMBER 1950 10. JAHRGANG

Vorwort von Arnold Kübler ... 8
Kinderkunst. Von Dr. Wilhelm Viola ... 11
Die Arche Noah. Vier Farbzeichnungen französischer Kinder ... 12
Kindermund. Anekdoten gesammelt von N. O. Scarpi ... 14
Wir photographieren die Mitternachtssonne. 24 Farbphotos und Text von Emil Schulthess und Emil Spühler ... 16
Warum geht die Sonne nicht unter? Von Walter Robert Corti ... 28
Auf Igor Strawinskys Spuren in Wolhynien. Sechs Photos und Text von G. Stempowsky ... 32
Das Licht der Weihnacht. Eine Legende von Marie Gevers ... 36
Madrigaletto von Giuseppe Zoppi ... 40
Taormina auf Sizilien. Farbiges Bild von H. A. Sigg ... 41
Scherenschnitte von E. Giauque-Keller, B. Wyss, A. Mons-Im Hof und L. Saugy. Text von Gertrud Wyss-Trachsel ... 42
Allerlei Erinnerungen. Von alt Regierungsrat Dr. Oscar Wettstein 45
Frauenbildnisse aus fünf Jahrhunderten. Mit farbigen Wiedergaben nach Gemälden vom Meister des Marienlebens, von Martin Schongauer, El Greco, J. D. A. Ingres, G. Metsu, E. Manet, A. Modigliani. Text von Dr. Elisabeth Brock-Sulzer ... 47
Der schwarze Maulesel von Aveluy. Erzählung von C. G. R. Roberts 59
Sibirische Tagebuchblätter von 1915. Von Dr. Traugott von Stackelberg. Mit drei Pinselzeichnungen des Verfassers ... 61
Drei Träume. Von Erika Schlegel ... 65
Bei den Skolt-Lappen. Von Robert Crottet ... 66
Ramuz, der Ritterliche. Von Marguerite Janson ... 68
Vor dem Kind in der Krippe. Gedicht von Paul Gerhardt ... 68
Vergessenes Gepäck. Aus dem «Punch» ... 86
Worüber man in Amerika lacht. Anekdoten von Heinrich Riedel 88
Melonen im Dezember. Von Li Schirmann ... 90
Das Lied der Dinge. Von Johannes Honegger ... 92
Flüchtlinge. Von Gustav von Festenberg ... 95
Der Wunschladen. Von C. C. Marvil ... 98
Daisy. Eine Sankt Nikolaus-Novelle von J. M. Elsing ... 102
Ein Tierarzt erzählt. Von Carl Berndt ... 108

«Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens...» Zu Eugen Gottlieb Winklers «Briefen 1932–36». Von Alfred Schüler 118
Die Besucherin. Von D. H. Barber. Deutsch von Alice Fricker ... 121
Literarische Hinweise. Von Bx. 121
Neue Bände der Manesse-Bibliothek der Weltliteratur. Von Dr. Hans Schumacher 124

Aus unserem Januarheft

DIE STIFTUNG OSKAR REINHART

Schweizerische und deutsche Meisterwerke des 19. Jahrhunderts in farbigen und schwarz-weißen Reproduktionen, darunter Bilder von A. Anker, C. D. Friedrich, W.-A. Toepffer, F. G. Waldmüller, M. von Schwind, B. Menn, F. Hodler, M. Liebermann, E. Morgenthaler u. a.
Text von Dr. Walter Ueberwasser

Lob der Kunst. Ein buntes Mosaik aus Malerbriefen und -tagebüchern
Hans Mast: Winterthur. Vom Genius einer Stadt
Hans Kägi: Vom alten «Gymi» zum Kunsthaus
E. Chaponnière: Das blaue Pastellbild. Eine Erzählung

*

* * Du * *

*

Redaktion:
Chefredaktor Arnold Kübler;
Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex; Emil Schulthess
Birmensdorferstraße 83, Postfach 686 Zürich-Hauptpost. Telephon 25 17 90
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet
Graphische Bearbeitung: Walter Huber
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Zürich, Morgartenstraße 29, Zürich 4, Telephon 25 17 90
Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Morgartenstraße 29, Zürich 4
Insertionstarif auf Verlangen
Abonnement jährlich Fr. 26.50. Einzelheft Fr. 2.80
Weihnachtsheft Fr. 4.50

*

		Jahresabonnement	*Einzelheft*	*Weihnachtsheft*
BELGIEN:	*Librairie Van den Bosch, 8, St. Jakobsmarkt, Anvers*	*Belg. Fr. 430.—*	*40.—*	*65.—*
BRASILIEN:	*A Tempera, G. C. Holme, Al. Casa Branca 907, Caixa Postal 1668, Sao Paolo*	*Cr $ 300.—*		
CANADA:	*Swiss Sales Agencies, Beardmore Building, Room 33, 417 St. Peter St., Montreal, Que.*	*can. $ 10.—*	*1.—*	*1.70*
DÄNEMARK:	*C. A. Reitzel, Norregade 20, Kopenhagen K*	*DKr. 60.—*	*5.50*	*8.—*
DEUTSCHLAND:	*Ausland-Zeitungshandel W. E. Saarbach, Frankenstraße 14, Köln-Junkersdorf*	*DM. 36.—*	*3.50*	*5.50*
ENGLAND:	*Collets, 40, Great Russell Street, London W. C. 1*	*£ 3/-/-*	*-/6/-*	*-/10/-*
HOLLAND:	*Meulenhoff & Co. NV, Beulingstraat 2, Amsterdam C*	*Fl. 33.—*	*3.—*	*—5.*
ISRAEL:	*A. B. C. Bookstore, Allenby Road 71, POB 1283, Tel Aviv*	*I£ 4.———*	*—.350*	*—.550*
ITALIEN:	*Italpropaganda SA Via S. Prospero 1, Milano Franco di Conno, Via Settala 19, Milano*	*Lire 5 500.—*	*500.—*	*800.—*
LUXEMBURG:	*Messageries Paul Kraus, 29, Rue Joseph Junck, Luxemburg*	*Lux. Fr. 430.—*	*40.—*	*65.—*
MEXIKO:	*Libreria Internacional, Sonora 204, Mexico D. F.*	*Pesos 70.—*	*6.50*	*10.—*
NORWEGEN:	*Narvesens Kioskkompani SA. Stortingsgata 2, Box 125, Oslo*	*NKr. 60.—*	*5.70*	*9.—*
PORTUGAL:	*Livraria Buchholz, Av. da Liberdade 50, Lisboa*	*Esc. 250.—*	*23.—*	*35.—*
SCHWEDEN:	*Wennergren-Williams A. B., Drottninggatan 71 D, Stockholm* *C. E. Fritzs, Fredsgatan 2, Stockholm*	*SKr. 45.—*	*4.20*	*6.50*
SÜDWESTAFRIKA:	*Ferdinand Stich, Postfach 71, Swakopmund*	*£ 3/-/-*	*-/6/-*	*-/10/-*
USA:	*Transbook Comp., 6 East 39th Street, New York 16*	*$ 10.—*	*1.—*	*2.—*
	Mrs. W. R. Streuli, Room 1215, 19 Rector Street, New York 6 NY			
	The International News Company, 131 Varick Street, New York 13 NY			

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90 Postcheck-Konto VIII 3790

UNIVERSITY OF ARIZONA
DEC 26 1950
LIBRARY

H O N N E U R

E T

T R A D I T I O N

Die Kaiserin

MARIE-LOUISE

erhielt anläßlich der Geburt ihres Sohnes — des spätern «Königs von Rom» — diese prachtvolle Schreibtischgarnitur, ein Werk von Biennais, der den Titel Silberschmied S. M. des Kaisers trug. Zu jenen Zeiten galt das Arbeiten für den kaiserlichen Hof als hohe Auszeichnung, die auch dem Gründer des Hauses Vacheron & Constantin, Abraham Vacheron, zuteil wurde.

✠

Neueste Präzisionsrekorde
Kategorie Bord- und Taschenchronometer

Sternwarte Genf 1948:
Serienrekord der 5 besten Chronometer
Einzelpräzisionsrekord

VACHERON
ET
CONSTANTIN
GENÈVE

Das Feinste in Uhren - seit 1785 -

Ein eigenartiger, kraftvoller Charakter spricht aus den einfachen geometrischen Linien und großflächigen Mustern der schönen Kasak-Teppiche. Leuchtende Farben, meist ein tiefes Blau und ein sattes Rot, sind hier zu überraschender Wirkung vereint.
In den weltabgelegenen Dörfern haben sich diese überlieferten Muster unverfälscht bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese begehrten Teppiche sind selten geworden. Durch einen glücklichen Zufall konnten wir einige prächtige Exemplare in unsere Kollektion einreihen.

Beim abgebildeten Teppich handelt es sich um einen prächtigen antiken Kasak. Einige Preisbeispiele dieser Art:

Kasak 139×200 cm . .	Fr. 910.—	Kasak 163×230 cm . .	Fr. 1245.—
Kasak 136×217 cm . .	Fr. 950.—	Kasak 169×245 cm . .	Fr. 1340.—
Kasak 138×239 cm . .	Fr. 1110.—	Kasak 159×259 cm . .	Fr. 1430.—

Schuster

Zürich, Bahnhofstraße 18
St. Gallen, Multergasse 14

Ein Spiegelbild

von Schönheit

und Präzision

CYMA

In der ganzen Welt

MAX LATTMANN
FOURRURE COUTURE
ZURICH
Photo Rolf Lutz

Ein Erfolg – wie noch nie!

in 10 Monaten
über 100000
finpak Käufer!

«Das sagt mehr als viele Worte!»

Die meistgekaufte

1. Reichhaltige Mischung —
   925 Gramm Inhalt = 6.85 Fr.
2. Rückvergütung für die Blechbüchse –.50 Fr.
3. Günstiger Preis nur 6.35 Fr.
4. Alle 10 Sorten sind Qualitäts-Produkte
5. Immer frisch
   — dank der schützenden Blechdose

ALLE sind begeistert von finpak Wernli

Gebrüder Wernli — Biscuits-Fabrik — Trimbach-Olten

CHANEL

Generalvertreter für die Schweiz: G. Schmid von Grüneck, Grand Chêne 1, Lausanne

Ohne Reinigung der Haut

Jede Frau weiss heute, dass nur regelmässige Porenreinigung richtige Durchblutung der Haut bewirkt. So bleibt die Haut jung und blühend. Anne French hat diese Wahrheit bekannt gemacht.

Jetzt auch für die empfindlichste Haut

Auf Grund neuester Entdeckungen konnte die Formel der Anne French Cleansing Milk noch einmal verbessert werden. Dank der neuen Basis ist die Milch nun genau so reinigungskräftig — *dabei aber einzigartig mild.* So ist Anne French Cleansing Milk zu einem wahrhaft unübertrefflichen Tonikum geworden, das die Haut befreit und aufnahmefähig macht für die wunderbar nährenden Substanzen des Anne French Skin Food.

Jeden Abend: Anne French Cleansing Milk als Porenreinigung — und Ihre Haut bleibt blütenrein. Anne French Skin Food, reich an Nährsubstanzen, regt während der Nacht die Unterhaut an, die die Haut erneuert. Fr. 3.75

Anne French Vanishing Cream schützt tagsüber die Haut und hält sie elastisch. Sie ist die ideale Puderunterlage. Fr. 2.20

Anne French Clay Pack macht die Haut in wenigen Minuten so schön wie sie es sich in gewissen Momenten wünschen, allein durch natürliche Anregung. Fr. 3.75, —.70

ist Schönheitspflege wirkungslos

Anne French

5, Old Bond Street, London W. 1. Dœtsch, Grether & Cie. AG., Basel

ZENITH

Uhren und Pendulen

Eine Neuenburger Pendule?
Dann aber nur eine ZENITH*!*

Unübertrefflich in Schönheit und Präzision.
Nur ZENITH besitzt jahrzehntelange Erfahrung
und führt das Armbrustzeichen,
die Garantie für *100% Schweizer Fabrikat.*

Den zunehmenden Erfolg bei schweizerischen
und ausländischen Käufern verdanken die ZENITH-
Uhren nicht einem bloßen Zufall, sondern der
unermüdlichen Forschung nach technischer
und ästhetischer Vollkommenheit.

Bei gründlichem Vergleich
triumphiert immer ZENITH

DIE ELITE DER UHRMACHER DER GANZEN WELT EMPFIEHLT DIE MARKE ZENITH

Elizabeth Arden und Sie

Machen Sie sich die Kunst von Elizabeth Arden zu eigen, um begehrt zu sein... wenn das Rauschen Ihres Kleides, das Perlen des Weins im Kristall, das Knistern der hohen Kerzen auf Ihrem Tisch, das Lachen Ihrer Gäste sich zu einem vollkommenen Bild ergänzen: dem Bild der souveränen Gastgeberin, werden Sie verstehen, was Elizabeth Arden damit meint. Sie haben nichts dem Zufall überlassen. Sie kennen dank der Elizabeth Arden-Pflege die Kunstgriffe eines perfekten Make-up, Sie haben gelernt, mit Farben umzugehen. Sie wissen: Rosa und violett heben das Blau Ihrer Augen hervor. Sie haben stets drei Lippenstifte in Ihrer Tasche — die lange, elegante Art des *«Ciel d'or»* sagt Ihnen besonders zu — sechs oder sieben Nuancen auf Ihrem Toilettentisch, Sie benützen den einen und andern am Morgen, den dritten nachts, mischen Sie manchmal, spielen damit. Selbstsicher und mit freudestrahlenden Augen nehmen Sie die Huldigungen und das Lob entgegen, das alle, sogar Ihr Mann, Ihnen spenden. Sie sind sicher, im Nehmen wie im Geben, Sie empfangen das wunderschöne Nécessaire aus *«Blue Grass»*-Chintz mit Grazie und Dank, und wissen: *«Blue Grass»* Parfum, *«Flower Mist»*-Lotion, Seife, Badesalze schenkt man nur einer Freundin, die alles Prickelnde, Anregende liebt. Sie haben der Schwägerin, die bald hier ist, bald dort, gestern in Stockholm, morgen in Paris, das *«Career Kit»* für die Reise bestimmt und vergessen nicht, der berufstätigen Freundin die *«Office Box»* für Hautpflege und Make-up ins Büro zu schicken. Sie fügen jedem Paket als kleinen Gruss ein Sachet der duftenden *Love-Letters* bei und legen sich einen Vorrat der *«June Geranium»* Seifenkugeln an, um bereit zu sein, gelte es noch in letzter Minute eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Sie schenken mit Erfahrung und Eleganz. Geben und nehmen ist Ihnen wie ein Spiel, denn Sie wissen: was Elizabeth Arden erschaffen hat ist schön, wertvoll und von allen Frauen begehrt.

Elizabeth Arden

NEW YORK LONDON PARIS ZÜRICH

JEZLER ECHT SILBER

Jezler Echt Silber wird seit 1822 hergestellt in der Silberwarenfabrik Jezler & Cie AG in Schaffhausen. Es ist erhältlich nur in den guten Gold- und Silberwarengeschäften und trägt neben der Feingehaltszahl eine der beiden gesetzlichen Verantwortlichkeitsmarken (poinçons de maître) *oder* JEZLER

PATEK, PHILIPPE & Co
GENEVE

Die Fröhlichkeit des Weihnachtsfestes lebt von Jesu Fröhlichkeit, die ihn angesichts des nahen Gottesreichs erfüllte.

«Die Tenne wird gründlich gefegt werden», lautete es drohend aus dem Munde anderer prophetischer Geister im alten Israel. «Tut Buße», sagte Jesus oder, wie man das griechisch Ueberlieferte auch übersetzt: «Wandelt, verwandelt eueren Sinn, denn das Himmelreich ist nahe.» Das Himmelreich, das nach des Apostels Wort nicht Essen und Trinken ist, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist, was wiederum strenger oder kälter als bei Jesus tönt, den Essen und Trinken kein Hindernis für die Fröhlichkeit im Geiste bedünken.

Wir schreiben heute die einleitenden Bemerkungen zu unserm Weihnachtsheft nach üblichem Gebrauch, obgleich schon der biblische Weise tadelnd sagte, daß des Büchermachens kein Ende sei. Man bedenke, daß Jesus, der Heiland der Welt, keine Zeile aufgeschrieben hat und dabei sagen konnte, daß wohl Himmel und Erde, daß aber seine Worte nicht vergehen würden. Kein Mensch, keine Lehre, kein Ereignis hat so vielen Büchern gerufen, noch solche Folgen in der Welt gehabt, wie sie sich an Jesu Dasein knüpfen. Die Bibel, der Bericht seines Lebens, ist das am meisten verbreitete Buch der Menschheit geworden.

Und der Stand der Dinge: Sind wir noch Christen? Wie viele sind es noch, die Ernst machen mit der alten Lehre? Das Gottesreich ist nicht gekommen, wie viele es zu erleben gehofft hatten zu Jesu Zeit, wie später immer wieder Hoffnungsvolle es ersehnt haben bis auf unsere Tage. Andere Reiche, die sich christlich nannten, sind erstanden, haben gedauert und sind wieder zerfallen. Das Kirchenreich hat alle überlebt und ist doch nicht das Reich Gottes auf Erden geworden. Viele erhabene Versuche der Nachfolge Jesu reihen sich aneinander durch die Jahrhunderte seit seinem Kreuzestod, Beispiele menschlicher Größe geschahen in seinem Zeichen, das ganze Abendland ist in vielfältiger Abstufung mit seiner Erscheinung verknüpft, steht bei ihm in Schuld, hat Maß und Ziel des Lebens aus seinen Worten sich geholt, und das Jahr war eingeteilt nach den Tagen seiner Taten und seines Leidens. Ein Aufwand von Scharfsinn und das Bemühen ausgesuchter Geister galt der immerwährenden Auslegung seiner Worte, ein Erlöser ist er Ungezählten gewesen aus Bedrängnis, Trübsal, Not des Herzens, Not der Zeit.

Das Gebäude der christlichen Ordnungen steht noch immer da, was aber unsern Vätern einmal der Tag des Herrn war, ist dieser Bezeichnung immer weniger würdig geworden; dem Sonntag droht der christliche Inhalt heimlich und unaufhaltsam immer mehr auszurinnen. Ich muß dabei an meinen Gang dieses Sommers durch ein großes französisches Königsschloß denken,dessen Prachtssäle und Galerien ich mit einer fremden, jungen Reisegesellschaft hinter einem einarmigen Führer her andächtig durchschritt, bis am Ende des Rundgangs, beim Abstieg über die hohe Treppe, ein junger Unbekannter zu mir sagte, daß der ganze Aufwand solcher Bauten doch eigentlich vertan wäre, da die Besucherschaft so spärlich wäre, wie wir eben sähen.

Ein anderes Reich hat auf der Erde sich unaufhaltsam ausgebreitet, das zu Jesu Zeiten nicht dagewesen ist: das Reich unseres Wissens und Könnens, das Reich der menschlichen Geschicklichkeit und der Maschine. Das technische Reich leitet unsere Gänge, bestimmt die Orte unseres Aufenthalts und die Stätten des Verweilens. Im Netz der Technik zappeln wir, ihr danken wir zum Teil unsere Nahrung und setzen ein ungeteiltes Vertrauen in ihre Werke. Zugleich leben wir in Furcht vor dem eigenen also Geschaffenen, dem wir unterliegen, dem wir Opfer bringen, Menschenopfer der Arbeit, des Verkehrs, dagegen wir nichts Entscheidendes zu tun wagen oder vermögen. Wir haben dem alten Tod viele Gefährdete entrissen, schicken aber andere in einen neuen Tod. Die Angst vor dem Ende aller Dinge, vor dem Jüngsten Tag, vor dem Weltuntergang hat Antrieb aus neuen Quellen bekommen, das Gefühl der Ohnmacht und des Ausweglosen ist in Schichten gefallen, die zu den vielfach gesicherten gehören. Die Welt des Sichtbaren hat nach dem Größten und nach dem Kleinsten hin eine gewaltige Erweiterung erfahren; wir glauben an die vierte Dimension und rechnen in unsern Laboratorien mit dem Unbegreiflichen wie mit den wohlbekannten Ziffern. Das Unbegreifliche ist ein anerkanntes Hilfsmittel der Wissenschaft geworden, die in ihrem Anfang gegen anderes Unbegreifliches vor unsern Augen zu Felde zog. Das Unbegreifliche kommt auf Umwegen uns wieder näher. Das nicht Begriffene ist zum Bau-Teil täglicher Gebrauchsdinge für jedermann geworden. Wer die vierte Dimension gelten läßt, ist in den Stand gesetzt, Jesu Lehre mit neuen Ohren zu hören.

Von der frohen Botschaft handelt Weihnachten. Von der Geburt des Erlösers. Die geschichtliche Wissenschaft, der zeitliche Ordnungsgeist des forscherischen Denkens legen Wert darauf, daß dieses Geburtstagsereignis auf einen ganz bestimmten Tag der abgelaufenen Zeit wie ein anderer bürgerlicher Geburtstag falle, 1950 Jahre zurück liegt das und hat seinen Zusammenhang mit andern geschichtlichen Tatsachen, wie zum Beispiel der Regierungszeit des Königs Herodes und dem Walten des Statthalters Pilatus. Solcher historischer Vorfälle sich zu erinnern, ist Sache der Jubiläen, der Zentenarien und Gedenkfeiern aller Art.

Aber Weihnachten ist kein Gedenktag. Es ist ein Verhaltenstag. Von Jesu Armut und Geringe handelt die Weihnachtserzählung. Schwacher Widerklang dieses Umstands bewegt unsere Herzen und ein Stück Anerkennung dazu, wenn wir unsere üblichen Hab-und-Gut-Schätzungen umzukehren versuchen, in vermehrter Liebe zu den Nächsten uns leichter von einigen Besitztümern trennen. Der Besitzgeist lockert um Weihnachten den Griff, mit dem er uns hält: Wir schenken. Zumal ja eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt.

«Do ut des» — ich gebe dir, damit du mir gebest. So lautet die irdisch kluge Anweisung das Jahr hindurch. Zu Weihnachten versuchen wir es anders. Wir schenken aus Liebe. Nicht um zu belohnen, noch damit wir erhalten. Nicht mit der überlegenen Gebärde des Begüterten. Wir beschenken auch das unerfreuliche Kind ohne Klauseln und jenseits von Lohn- und Strafgedanken, einfach, weil es mit uns da ist, Gottes Geschöpf ist, oder wir beschenken gar den Feind, der dann plötzlich kein Feind mehr ist, so, als wäre das Gottesreich schon um uns. Dann begegnen wir der Erlösung, erfahren den Eingriff Jesu des Lebendigen ins Dasein, erfahren die Begegnung mit ihm, der eben nicht vergangen und entschwunden, sondern immer wieder neugeboren ist, und singen dann mit tieferem Verständnis das alte Lied:

Alle Jahre wieder kommt das Christuskind
auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind,
kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus,
geht auf allen Wegen mit uns ein und aus.

Fröhliche Weihnachten!

Arnold Kübler

Auf dem Rachisberg zwischen Rüegsbachgraben und Heimiswil. Photo Walther Stauffer ←

KINDERKUNST

VON WILHELM VIOLA

Welches sind die Gründe für die erstaunliche Beliebtheit von Kinderzeichnungen? Warum finden so viele Erwachsene Gefallen an den Arbeiten, die so viele «Fehler» haben? Die hier wiedergegebenen Bilder von französischen Kindern geben zum Teil die Antwort. (Es könnten gerade so gut Bilder von schweizerischen, englischen oder deutschen Kindern sein.)

In echten Kindermalereien ist vor allem eine Farbenfreude, wie wir sie beim Großstädter nicht mehr allzuoft antreffen. Dann spricht eine Aufrichtigkeit und Lebendigkeit aus ihnen, die die Großen nicht immer besitzen, und die auch in der modernen Kunst nicht die Regel ist. Noch ein Grund ist wichtig: Wir empfinden in den unverdorbenen Arbeiten namentlich kleinerer Kinder jene Integrierung, die unsere Zivilisation kaum mehr kennt, wie wir sie aber in der Kunst der Primitiven, die in vielem verwandt ist mit der Kinderkunst, von Herzen genießen. Unsere Zivilisation ist eine «split civilization», um ein Wort Herbert Reads, des bedeutenden Vorkämpfers der Kinderkunst in England, zu gebrauchen, eine Zivilisation, die zumindest die Gefahr der Desintegrierung läuft.

Lehrer und Eltern können noch hinzufügen: Hier haben wir die Möglichkeit, dem Kind Gelegenheit zu geben, sich auszusprechen. Vergessen wir nicht, daß zwischen den meisten Erwachsenen und Kindern eine Mauer ist, vergessen wir nicht, daß das Kleinkind keinen genügenden Wortschatz hat, um zu sagen, was es sagen möchte. In der Wahl von Formen und Farben spricht es sich aus, meist ganz unbewußt. Wovor es sich fürchtet, wovon es träumt, was es erlebt hat, manchmal sogar, was es verbergen will, kommt zum Ausdruck. Also «self expression», wie das oft gebrauchte Schlagwort lautet. Was wir loswerden, bedrückt uns nicht mehr. Wann sind wir unglücklich? Wenn wir uns nicht aussprechen können — in irgendeinem Medium. Psychologen machen von dieser Seite der Kinderkunst Gebrauch, mit Recht, und sie entdecken in Kindern, was sonst verborgen bliebe. Sie benützen Kinderkunst sogar als Heilmittel. Aber eine Warnung: Kinderkunst ist nicht nur Material für Analysen und Psychoanalysen, so verlockend es sein mag. Sie ist zuallererst eine ästhetische Angelegenheit.

Ja, ist es denn überhaupt Kunst? Sind Kinder mit ihren ungeschickten Händen künstlerischen Schaffens fähig? Daß Kinder nicht die Geschicklichkeit von Erwachsenen haben können (und sollen), ist klar. Kunst ist nicht nur Können, Geschicklichkeit, sie ist mehr. Und gerade Kinder besitzen dieses Mehr, die geheimnisvolle Schöpferkraft, genau so wie die Primitiven. Niemand wird (heute) wagen, primitive Kunst zu kritisieren, weil irgend etwas, zum Beispiel die Perspektive, nicht stimmt. Aber bei Kindern fühlen sich manche hartgesottenen Erwachsenen doch verpflichtet, zu korrigieren. «Eine Kinderarbeit korrigieren, heißt sie korrumpieren», sagte Franz Cizek, der Oesterreicher, dem die Welt die Entdeckung der Kinderkunst zum großen Teil verdankt.

Das Kind hat eine andere Logik als der Erwachsene, und es sieht anders. Es zeichnet und malt nicht, was es sieht, sondern, was es weiß. Das hat der Hamburger William Stern schon vor Jahrzehnten beobachtet. Ein kleines Mädchen sagte dem allzu früh verstorbenen Bildhauer Eric Gill: «Zuerst denke ich, und dann zeichne ich, was ich denke.» Mit andern Worten: Zumindest das kleine Kind schafft aus der Imagination (Phantasie ist nicht ganz dasselbe). Wer es nicht glauben will, sei daran erinnert, daß blinde Kinder zeichnen.

Kinder sind keine Naturalisten — eines der größten Mißverständnisse der alten Schule. Sie wollen gar nicht die Natur kopieren. Ich stand einmal hinter einem siebenjährigen Mädchen in Leeds, in einer bescheidenen Schule (wo aber prächtige Arbeit geleistet wurde). Sie malte ein Haus in Blau, Bäume in Rot und den Himmel in Orange. Sage niemand, daß Häuser, Bäume und der Himmel in Leeds von diesen Farben sind, und auch nicht, daß die Kleine farbenblind war. Wie ein Künstler wählte sie die «falschen» Farben, weil sie ihr besser gefielen.

Ein anderes großes Mißverständnis: daß Kinderkunst die Heranzüchtung von Künstlern bedeute. In zivilisierten Ländern verlieren die meisten Kinder mit dem Beginn der Pubertät die Fähigkeit, wirklich schöpferisch tätig zu sein. Es gibt verschiedene Erklärungen dafür. Eine ist, daß Dreizehn- und Vierzehnjährige bereits eine vollentwickelte Sprache besitzen. Warum also nicht durch Worte ausdrücken, was sie sagen wollen? Eine andere Theorie: Die Pubertätszeit ist eine Zeit der Krise. Wie kann man da spontanes Schöpfertum erwarten? Andere glauben, daß ein rein intellektuelles Schulsystem zu tadeln ist, oder zu frühes Lehren der Perspektive usw. Nur wenige sind der Ansicht, daß in unseren Ländern alle Kinder über die Pubertätszeit hinweg in ihrem Schaffen aus der Imagination bleiben können.

Warum Kinderkunst, wenn sie nicht zur Heranbildung von Künstlern führt? (Als ob man Künstler machen

Das Weihnachtslied. Photo Anita Niesz

Michel Rochette, elfjährig, Valence

Monique Vassal, zwölfjährig, Chartres

Die ARCHE NOAH

gezeichnet von

französischen Kindern

Nelly Hagnier, elfjährig, Reims

Vivienne Jacquot, zehnjährig, Valence

könnte. Sie sind, wie gute Lehrer, geboren.) Einige Gründe sind schon angeführt worden. Hier ein paar andere. Das schöpferische Kind ist ein glückliches Kind. Wenn Kinder (oder Erwachsene) «arbeitslos» sind, entstehen die Probleme. Umgang mit Material zwingt, unbewußt, zur Selbstdisziplin, der besten Form der Disziplin. Ferner: Unsere Zivilisation wird mehr und mehr eine Zivilisation des laufenden Bandes. Zu viele sind zu einer Tätigkeit verdammt, die sie hassen oder die sie zumindest unbefriedigt läßt. Die meisten Menschen produzieren nicht mehr. Selbst in ihrer Muße werden sie zu bloßen Konsumenten. Wie wichtig, Kinder zu immunisieren gegen eine Zivilisation, die manchmal beinahe kulturfeindlich wird! Wenn sie in den wesentlichsten Jahren ihres Lebens produzieren (zeichnen, malen, modellieren usw.), dann werden sie etwas von diesem produktiven Geist in ihr späteres Leben mitnehmen, was immer ihr Beruf sein wird. Die alte Schule vernachlässigte bewußt oder unbewußt die Hand. Eine Erziehung, die das tut, ist keine gute Erziehung. Und die alte Schule hatte gewöhnlich auch nicht viel übrig für Emotionen. Wir sind alle auch emotionelle Wesen, sicherlich sind es die Kinder. Kinderkunst ist keine Abreagierung von Gefühlen, wohl aber räumt sie ihnen den gebührenden Platz ein.

Kinderkunst ist heute ein Wort geworden, das in alle Sprachen Eingang gefunden hat. Und dem ist gut so. Kinder aller Nationen folgen in ihrem Schaffen, wie Cizek schon vor 1900 sagte, unbewußt denselben ewigen Gesetzen. Es gibt, Gott sei Dank, so etwas wie ein ewiges Kind in allen Völkern und Zeiten.

K I N D E R M U N D

Die kleine Gerty macht im Tram immer Bemerkungen, wenn sie eine Dame mit frischgestrichenen Lippen sieht. Die Mutter sagt:

«Das darfst du nicht, Gerty; wenn du mir etwas über jemanden sagen willst, so warte, bis wir zu Hause sind.»

Das nächste Mal im Tram ist wieder eine stark angestrichene Dame. Gerty zeigt mit dem Finger auf sie und sagt:

«Ueber die da reden wir, wenn wir zu Hause sind.»

*

Der ältere Bruder zur kleinen Schwester:

«Komm, wir teilen den Kuchen. Du kriegst das schöne kleine Stück, und ich nehme mir das häßliche große.»

*

«Na, Willi», sagt der Besucher, «begleitest du mich bis zum Tram?»

«Ich kann nicht.»

«Warum denn nicht?»

«Sobald Sie weg sind, essen wir.»

*

Das Kind sieht Bilder von Kentauren. Der Vater erklärt, so gut er kann. Nach längerem Nachdenken fragt das Kind:

«Und wenn sie gestorben sind, muß man sie begraben, oder darf man sie metzgen?»

*

Die Anekdoten stammen zum Teil unmittelbar aus N. O. SCARPIS *Sammlung, zum Teil aus seinem geistvoll unterhaltenden und anregenden Buch: «1001 Anekdote» (Werner Classen-Verlag, Zürich 1950)*

Der Zehnjährige soll zu dem Konzert seiner Klavierlehrerin geführt werden. Vor dem Fortgehen sagte die Mutter:

«Du mußt dir noch die Hände waschen!»

Worauf der Zehnjährige gekränkt erwidert: «Spiel ich??»

*

In der Volksschule erzählt der Lehrer den Kindern, es gebe drei Reiche, das Tierreich, das Pflanzenreich und das Mineralreich. Nachher fragt er die Kinder:

«Und kann mir einer sagen, welches die höchste Form des tierischen Lebens ist?»

Da meldet sich ein kleiner Junge:

«Die Giraffe, Herr Lehrer.»

*

Bei Browns sind Zwillinge eingetroffen.

«Heute brauchst du nicht in die Schule zu gehen», sagt der Vater, «und morgen sagst du dann dem Lehrer, daß du zwei Brüderchen bekommen hast.»

«Könnte ich nicht sagen, daß nur ein Brüderchen angekommen ist?»

«Warum denn?»

«Das andere möchte ich mir für die nächste Woche aufheben.»

*

Ein vierjähriges Mädchen übernachtet einmal bei einer Freundin ihrer Mutter. Abends beim Gebet wartet sie vergeblich darauf, daß die Dame ihr aushilft, wenn sie steckenbleibt. Endlich sagt sie:

«Du mußt verzeihen, lieber Gott, ich hab mein Gebet vergessen, und die Dame, bei der ich wohne, kennt überhaupt kein Gebet.»

*

Johnny amüsierte sich mit einem Blatt Papier und einer neuen Schachtel Farbstifte, als die Mutter ins Zimmer kam.

«Was zeichnest du denn?» fragt sie.

«Ich mache ein Bild vom lieben Gott.»

Die Mutter ist überrascht.

«Ja, aber mein Kind, wie kannst du das tun? Kein Mensch weiß doch, wie der liebe Gott aussieht!»

«Wenn ich mit meiner Zeichnung fertig bin», meint Johnny zuversichtlich, «dann wird man es eben wissen!»

*

Auch der große Schriftsteller Stevenson hatte als Kind einen sehr hochgespannten Ehrgeiz. Er zeichnete gern, und einmal rief er seiner Mutter:

«Jetzt habe ich einen Menschen gezeichnet. Und ich will auch noch seine Seele zeichnen. Wie macht man das?»

*

Lehrer: «Johnny, wenn du sieben Aepfel hast, und ich bitte dich, mir zwei zu geben — wie viele bleiben dir dann?»

Johnny: «Sieben.»

*

Kind und Katze sitzen vor dem Kamin und mustern einander. Schließlich fragt das Kind seine Mutter:

«Weiß eine Katze eigentlich, daß sie eine Katze ist?»

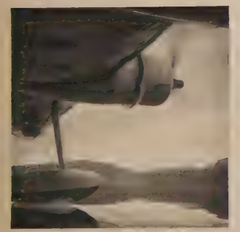
* *
*

Im Maderanertal. Bergbauernbuben auf dem Heimweg von der Schule. Photo Puma

Wir photographieren

die Mitternachtssonne

Zuerst dachten wir nur an eine großformatige, weitwinklige Farbphoto, in welche die Sonne während der Mitternachtsstunden in kurzen Abständen hineinexponiert werden sollte. Doch im Gespräch mit Freunden stürmten neue Ideen auf uns ein, und der Gedanke eines vierundzwanzigstündigen Sonnenpanoramas war geboren. — Rasch mit dem Globus



Aus dem Fenster des «Sandringham»-Flugbootes

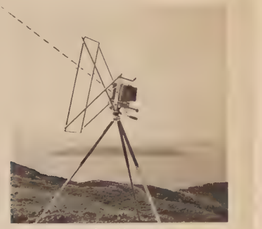
die nötigen Berechnungen durchgeführt, und schon lag die Skizze der schönen Kurvenlinie des Sonnenlaufes vor uns.

Zuständige Wissenschafter gaben uns jedoch für die Ausführung wenig Chance, da das Wetter der nördlichen Westküste Norwegens meistens schlecht sei.

Wie soll man zudem *direkt in die Sonne* photographieren können, ohne daß sich die störenden Reflexe bilden? Auf einem versuchsweise zusammengenagelten Holzrahmen haben wir zwei sehr dünne Nylon-Fischerfäden kreuzweise befestigt und in deren Mittelpunkt ein kleines kreisrundes, halbdurchsichtiges Filmchen geklebt. Dieses Filmchen sollte die Sonne, von der Objektivmitte aus gesehen, abdecken. Sofortige Versuche zeigten, daß diese Idee brauchbar ist, und sie wurde durch unseren findigen Hausmechaniker sogleich technisch ausgeführt. Alles eilte, denn wir waren dem 21. Juni schon bedenklich nahe, den ich gerne als Stichtag für die Aufnahmen gewählt hätte.

Die Skizzen des Sonnenpanoramas legten wir der Scandinavian Airlines und der Swissair vor und erfuhren die große Freundlichkeit, daß uns für die Durchführung dieses Versuches zwei Freiplätze nach Hammerfest überlassen wurden. Die Zeit reichte kaum mehr zu ordentlichen Probeentwicklungen, und so eilten Emil Spühler und ich, einen letzten Blick auf die noch nassen Versuchsfilme werfend, auf den Flugplatz.

Der Flug über Hamburg, Kopenhagen nach Oslo war herrlich: wechselnd vom strahlenden Sonnenschein oder Nebelmeer zum strömenden Regen und vom guten Menu mit Kaffee bis zum Kaugummi vor jeder Landung. Doch erst, als wir von Oslo die Fahrt mit den großen «Sandringham»-Wasserflugbooten fortsetzten, kamen wir ob der großartigen, tausendfältigen Landschaft Norwegens völlig «aus dem Häuschen».



Unser selbstgebautes Sonnenblendgerät

In der meteorologischen Station von Tromsö half man uns auf der Karte den günstigsten Standort zu suchen. Wir wählten die kleine Insel Hekkingen an der Mündung des Malangenfjords. Ein Blick in den komplizierten Schiffsfahrplan zeigte, daß wir noch knapp Zeit hatten, etwas Brot und Konserven zu kaufen. Das Schiff «Malangen» hatte schon das zweite Mal zur Abfahrt gepfiffen, als wir mit unseren Siebensachen zum Quai kamen.

Die siebenstündige Schiffahrt an einem Samstagnachmittag bei wundervollem Wetter unter jungen netten Einheimischen war gerade das, was wir etwas Abgespannten brauchten. In der Nähe der Insel holte uns auf ein Signal des Dampfers ein Ruderschiff

Mit Ruderbooten werden wir vom Dampfer ans Land nach Lökvik gebracht

ans Land, zur «Station Lökvik». Dort waren wir beim Observer, Posthalter, Bauern und Fischer Herrn Knoph von Tromsö telephonisch gemeldet. Nach einem kurzen Hock in seiner heimeligen Stube brachte uns ein Sohn der einzigen Fischerfamilie auf Hekkingen mit einem Fischerboot nach der Insel. Es war bereits elf Uhr «nachts», als wir bei schönstem Sonnenschein in bester Laune dort an Land gingen. Wir drängten zum Gipfel; doch die gute Mutter der Familie stand noch vor dem Haus, und die einladende Gebärde dieser netten Frau hieß uns eintreten. Drinnen saßen wir «wie auf Nadeln», draußen die herrliche Sonne — vor uns auf dem Tisch für jeden ein Glas Milch und Möweneierbrötchen und um uns liebe Menschen, die keine Eile kannten. Doch bald konnten wir nicht mehr anders, wir mußten hinaus. Die beiden älteren Söhne halfen uns die Siebensachen auf den Berg tragen. Von Herrn Knoph hatten wir noch ein altes Zelt, ein Pfännchen mit Wasser, ein Kesselchen mit Milch mitgenommen, so daß wir zu viert vollbeladen und schwitzend um halb zwölf Uhr oben anlangten. Im Norden warf die Mitternachtssonne einen goldenen Schimmer auf das Meer.

Doch die beiden Söhne schienen keine Zeit für die Sonne zu haben. In aller Hast stellten sie provisorisch das Zelt auf und verabschiedeten sich übereilig. Sie erklärten uns, daß dort drüben (sie zeigten nach Osten) über dem breiten Fjord noch Tanz sei und daß sie «bis morgen früh» noch tanzen möchten…

Während wir auf der Insel den geeignetsten Platz rekognoszierten und dabei an eine steil ins Meer abfallende Stelle traten, entstand ein Lärm und ein Gekreisch. Hunderte von Möwen hatten wir aufgeschreckt, die nun aufgeregt uns umflogen. Der gewählte Platz war etwas weit vom provisorisch aufgeschlagenen Zelt entfernt, so daß es uns große Mühe machte, unsere Siebensachen in einigen Etappen zum neuen Platz zu schleppen. Während des Dislozierens sagte mein Freund plötzlich zu mir: «Mache noch einen Schritt vorwärts!» Ich zögerte, stand still, wagte keinen Schritt mehr und suchte den Boden ab. Doch erst nach längerem Hinsehen gewahrte ich zwischen fleckigen rundlichen Steinen gut getarnt zwei kleine junge Möwchen. Ich näherte mich bis auf einen halben Meter; doch die kleinen Kerle bewegten sich nicht, hatten die Augen geöffnet und vertrauten offenbar vollkommen ihrer Schutzstellung.

Dann ging's ans Einrichten der Geräte; denn wir wollten bis morgens 5 Uhr 27 bereit sein. Zuerst wurde das Stativ bestmöglich horizontiert und im Boden gut gesichert. Dann montierten wir das Sonnenblendgerät, wobei uns in den Sinn kam, daß wir den Transporteur zur Messung der höchsten Sonnenstellung (etwa 43¼°) vergessen hatten. Was tun? Augenblicke später entnahm ich dem Sack ein Blatt Papier und faltete es so über die Ecke, daß ein Winkel von 45° entstand. Die untere Kante des Papierdreieckes hielt ich waagrecht über den Meereshorizont, die Verlängerung der schrägen Kante zeigte infolgedessen in einem Winkel von etwas mehr als 43° in die Höhe, so daß die mutmaßliche Mittagsstellung der Sonne leicht zu fixieren war.

Unterdessen war das Wetter merklich schlechter geworden, und der Himmel bedeckte sich gegen Osten ganz bedenklich. Trotzdem begannen wir um 05.27 die Reihe der 24 Aufnahmen, von denen die Einzelheiten unter den Photos notiert sind. Wenn man glaubt, daß wir zwischen den Stunden viel freie Zeit gehabt hätten, irrt man sich. Jede Stunde gab es eine Menge von Arbeiten pünktlich zu verrichten. Emil Spühler, der die Verantwortung für das phototechnische Gelingen dieser wirklich schwierigen Aufgabe übernommen hatte, prüfte stündlich die Farbtemperaturen sowie die Lichtintensitäten. Auch wurden regelmäßig die Wärmetemperaturen in Sonne und Schatten gemessen. Alle diese Beobachtungen mußten eingetragen werden. Dann konnten wir hie und da zwischen den stündlichen Belichtungen kleine Streifzüge in der näheren Umgebung unternehmen. Ich wollte die getarnten Möwchen «am Tage» aufsuchen. Wie ich dorthin über den nassen, federnden Moorboden schritt, erschreckte mich eine direkt vor mir auffliegende Ente, die ich ihrer guten Tarnung wegen nicht gesehen hatte. Da ich drei Eier in ihrem Nest sah, ich sie also beim Brüten gestört hatte, beeilte ich mich, wegzukommen. In der Nähe der Möwchen suchte ich vorsichtig den Boden ab. Doch die beiden mußten mich schon vorher entdeckt haben; denn weiter vorn sah ich sie mit ihren kurzen Flügelstümpchen aufgeregt

Das Haus (Post) der Familie Knoph in Lökvik

Herr Knoph von Lökvik, hatte soeben einen … pfündigen Lachs gefangen. Hinter ihm seine Kinder Guri und Marit

Guri, das elfjährige Töchterchen des Herrn Knoph

davoneilen. Dabei purzelten sie über meine hinunter. Ich ging um sie herum, damit sie sich nicht weit weg verlaufen konnten. Über mir kreisten die Alten, heftig auf mich losschimpfend. Einen der Kleinen konnte ich mit der Kamera «einfangen» — dann war es wieder höchste Zeit, zu den Appraten zurückzugehen.

Ein andermal streifte ich mehr dem Hang entlang. Wiederum sah ich weiter vorn eine

Fischerfamilie Hansen auf Hekkingen. Der Vater und der älteste Sohn sind vor zwei Jahren während eines Sturmes umgekommen

Unser Zelt mit einigen Siebensachen

Ente. Vorsichtig näherte ich mich bis auf etwa sechs Schritte — doch weg war sie, fünf kleine braune Kücken zurücklassend. Ich pirschte mich näher, bis auf einen Meter. Die Kleinen schienen gar keine Angst zu haben. In aller Ruhe überlegte ich die Belichtungszeit; doch schon wurde ein Entchen unruhig, machte «piepp» und alle fünf watschelten hintereinander los, laut und vorwurfsvoll piepsend. Ich umkreiste sie, das brachte sie jedoch so in Verwirrung, daß jedes «auf eigene Rechnung» losging. Ich befürchtete, sie zu zerstreuen, gab es auf und ging zurück.

Schon bald waren wir auf der Insel wie «zu Hause». Wir wußten, daß dort rechts hinter dem großen Stein «Tante Emmy» brütete, daß weiter links «Tante Babette» nicht gestört werden möchte; und so gefiel es uns im besonderen, den Weg so zu wählen, daß wir die Damen von ihrem wichtigen Geschäft nicht abhielten. Doch in der Nähe der Nester der großen Möwen haben wir es verlernt, allzu neugierig zu sein. Diese lieben es, einem zu erschrecken, indem sie, lautlos Kreise ziehend, plötzlich abbiegen, um, senkrecht auf einen losstürzend, kurz vor unseren Köpfen mit einem grellen Schrei wieder abzudrehen. Im allgemeinen waren die Möwen jedoch ziemlich scheu und hielten mindestens zehn Meter Abstand. Aber ihre vielseitigen Töne, die sie von sich zu geben wußten, klangen äußerst originell. Das eine Mal glaubte man, einen heiseren Menschen neben sich zu haben, oder es tönte wieder wie menschliches Gurgeln oder Fröschequaken, oder dann glaubte man einen wimmernden Säugling zu hören. Diese großartigen Segelflieger mit ihren Tönen haben uns doch manchmal zum Narren gehalten, so daß einer von uns den anderen gefragt hatte, was er eben gesagt hätte? Aber es waren jedesmal nur die Möwen, die da «sprachen».

Noch etwas Großartiges während dieser Tage auf der Insel war ein zu dieser Jahreszeit äußerst seltenes Gewitter. Von Südwesten kommend, schob sich eine schwarze Wolkenwand langsam näher, die wie ein riesiges Ungeheuer eine unheimliche Dunkelheit um uns legte. Phantastisch durchpfeilten die weißen Möwen unruhig die Schwärze. Wir demontierten hastig die Apparate, rannten damit zum Zelt, und schon prasselte es los. Der Sturm drohte unser schlecht befestigtes Zelt zusammenzureißen, und wir mußten den Mittelstab festhalten. — Dann plötzlich ein Blitz, zusammen mit einem unerhörten Knall direkt über uns. Der Donnerschlag nicht rollend wie bei uns, sondern nur *ein* ungeheurer Knall wie ein in nächster Nähe abgegebener Kanonenschuß. Schauerlich schön. Nach wenigen Minuten schützte das Zelt nicht mehr viel, es war ja alt und überall leck. Doch nach ungefähr einer halben Stunde trieb das Gewitter vorüber, nach Norden ziehend. Einen Tag später zeigte sich die Sonne wieder; wir konnten die Reihe fortsetzen und dank einer großen Portion Glück den Kreis nach einer wundervollen Nacht schließen.

Emil Schulthess

Möwengelege

Das junge Möwchen war auf der Flucht vor mir in ein niederes Wasser getorkelt

Zur Erklärung unseres Panoramas

Schließt man die beiden Ausleger zu einem Zylinder zusammen, so zeigt sich sofort, daß die wellenförmig erscheinende Kurve der Sonnen nichts anderes als einen Kreis darstellt — gleichsam einen Heiligenschein, der allerdings schief im Raume imponiert, sich nämlich von Süden nach Norden senkt. Auch bei uns steht ja der tägliche Sonnenkreis schief und mit seinem höchsten Punkt im Süden; sein tiefster Punkt liegt — von der Erde verdeckt — unter dem Horizont im Norden. Nochmals — gehen wir von Tromsö nach Süden Zürich zu, so wird sich derselbe Sonnenkreis immer mehr dem nördlichen Horizonte zuneigen, bis er schließlich beim Ueberschreiten des Polarkreises teilweise unter diesen sinkt. In Zürich sehen wir dann tatsächlich um dieselbe Zeit des sechzehnstündigen Sonnentages nur noch zwei Drittel dieses Kreises. Am Aequator wäre genau seine Hälfte verdeckt und beim Ueberschreiten des südlichen Polarkreises, Richtung auf den Südpol zu, würde der ganze Sonnenkreis verschwinden (südliche Polarnacht). Die Polarkreise grenzen also diejenigen Erdgebiete ein, in denen sich die Mitternachtssonne oder die Polarnacht ereignet. — Die Breite der Stundenabschnitte ist deshalb verschieden, weil der Sonnenkreis schief zum Horizont steht. Stünde der Betrachter am Nordpol, dann läge der Heiligenschein parallel zum Horizont und die Stundenabschnitte wären alle gleich breit.

Bernhard Beck

Das 24teilige Panorama zeigt den Stand der Sonne am 25. Juni 1950 von 05.27 bis 14.27 Uhr und am 26. Juni 1950 von 15.27 bis zum 27. Juni 1950, 04.27 Uhr, in genauen Abständen von je einer Stunde. Die Zahlen unter den 24 Sektoren entsprechen den Stunden und Minuten der Exponierungen. Die Zahlen am Schluß jeder Legende zeigen die Resultate der Messungen der Temperaturen an der Sonne und im Schatten. Photos Schulthess und Spühler

Die Insel Hekkingen, an der Mündung des Malangenfjords ins Meer

OST

SÜD

05.[27]

Das Wetter scheint schlechter zu werden, die Bewölkung nimmt zu, es ist fast windstill. (Sonne 20°, Schatten 16°.)

06.[27]

Es macht schon Mühe, die Sonne durch die Wolken aufnehmen zu können. In diesem Sektor ist unser Zelt zu sehen. (Sonne 22°, Schatten 17°.)

07.[27]

Von Norden setzt plötzlich kalter Wind ein, die Temperatur sinkt. (Sonne 18°, Schatten 15°.)

08.[27]

Nordwestlich, wo der Himmel noch ganz klar ist, sind knapp über dem Meereshorizont Nebelstreifen sichtbar. (Sonne 21°, Schatten 16°.)

09.[27]

Der Nordwind wird intensiver und kalter. Die Nebelstreifen von Nordwesten scheinen näher zu kommen. (Sonne 19°, Schatten 14°.)

10.[27]

Unterdessen ist von Südwesten warmer Wind aufgekommen, der die Temperatur rapid steigen läßt. (Sonne 26°, Schatten 17°.)

11.[27]

Die Sonne hat den höchsten Punkt erreicht. Die Temperatur steigt immer noch. (Sonne 30°, Schatten 21°.)

12.[27]

Die Wärme ist außergewöhnlich; denn Meteorologen aus der Umgebung nannten 24° am Schatten als Maximum. Doch die Temperatur ist noch höher gestiegen. (Sonne 37°, Schatten 27°.)

13.[27]

Von Westen nahen dunkle Wolken. Zeitweise ist die Sonne nicht sichtbar, die Temperatur geht zurück, und es ist fast windstill. (Sonne 25°, Schatten 24°.)

14.[27]

Die schwarzen Wolken schieben sich immer näher, und ein neuer Wind bringt das Wasser in Unruhe. Ein Fischerboot fährt ostwärts. (Sonne 28°, Schatten 20°.)

15.[27] *(am folgenden Tag)*

Nebelbänke verbleiben vor den Bergen, doch das Wetter verspricht besser zu werden. (Sonne 27°, Schatten 16°.)

16.[27]

Der Wind ist weg, die Nebelbänke [illegible] sich auf – gegen Westen ist es wo[illegible] los. (Sonne 25°, Schatten 14°.)

Die schwarzen Wolken brachten uns ein ungewöhnlich heftiges Gewitter, so daß wir in großer Eile unsere Apparate demontieren und im Zelt unterbringen mußten. Mit unerhörter Wucht fuhr das Wetter über die Insel hinweg. Die Sonne zeigte sich nicht mehr; wir verbrachten die Nacht im Hause der einzigen Fischerfamilie und stiegen anderntags gegen Mittag wieder auf den Berg.

WEST

NORD

17.27

...errliche Wetter macht uns über-..., und wir dürfen auf schöne ...htstunden» hoffen. (Sonne 24°, ...en 12°.)

18.27

Alles gut. Die Temperatur ist im Sinken. (Sonne 21°, Schatten 11°.)

19.27

Von Westen scheint ein zartes Wolkenband näher zu kommen. (Sonne 18°, Schatten 11°.)

20.27

Sehr schön ist in diesen Abendstunden das langsame Abklingen der Temperatur wahrzunehmen. Ein neuer Wind trifft zu uns, diesmal von Osten. (Sonne 16°, Schatten 11°.)

21.27

Der Ostwind wird intensiver. (Sonne 12°, Schatten 10°.)

22.27

Die Temperatur sinkt immer noch. Der Ostwind wird lästig. (Sonne 11½°, Schatten 10°.)

23.27

Die Sonne hat den tiefsten Punkt erreicht. Mitternacht. Der kalte Wind hält an. (Sonne 10½°, Schatten 10°.)

00.27

Das Thermometer zeigt die tiefsten Temperaturen an, die Sonnenstrahlen vermögen nur noch einen halben Grad zu erwärmen. (Sonne 10°, Schatten 9½°.)

01.27

Der Wind wird so heftig, daß wir Stativ und Sonnenblendvorrichtung beschweren müssen. (Sonne 10½°, Schatten 10°.)

02.27

Als Schutz gegen den kalten Wind binden wir die schwarzen Einstelltücher und den Wechselsack um die Köpfe. (Sonne 12½°, Schatten 10 .)

03.27

Wir befürchten, daß die Aufnahmen der letzten Stunden verwackelt sein werden, obwohl wir Stativ und Sonnenblendeinrichtung so gut als möglich gegen die Windstöße abfedern (Sonne 15°, Schatten 11°.)

04.27

Der Sturm läßt nicht nach, doch der Kreis ist nun geschlossen. Wir brechen ab. (Sonne 16°, Schatten 12½°.)

Warum geht die Sonne nicht unter?

VON WALTER ROBERT CORTI

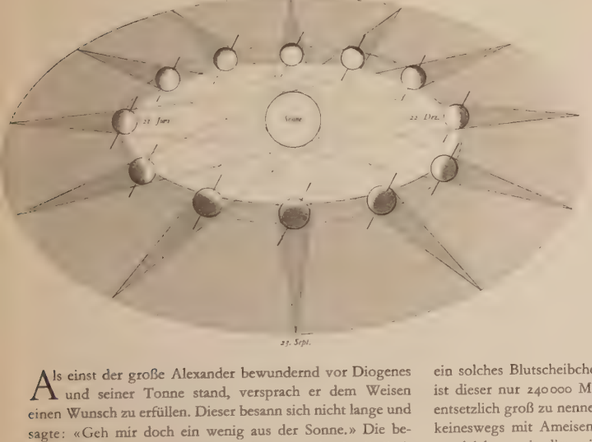


Fig. 1: Die Erde umwandert die feststehende Sonne in 365 Tagen. Die Schattenkegel liegen alle in derselben Bahnebene.

Als einst der große Alexander bewundernd vor Diogenes und seiner Tonne stand, versprach er dem Weisen einen Wunsch zu erfüllen. Dieser besann sich nicht lange und sagte: «Geh mir doch ein wenig aus der Sonne.» Die berühmte Fabel ist sowohl moralisch wie auch physikalisch lehrreich. Sie besagt, daß undurchsichtige Dinge, ins Licht gestellt, einen Schatten werfen. Das gilt auch von Weltbeherrschern.

Wenn die Dichter meinen, jeder Abschied sei ein kleiner Tod, dann darf man jeden Schatten eine kleine Nacht nennen. Sind lauter Schatten da, so ist es Nacht schlechthin. Welcher große Alexander steht uns aber in diesem Falle vor der Sonne? Es ist die Erde selbst. Ihre dem Lichtgestirn zugewendete Seite liegt im krabbelnden Tag, auf der abgewendeten dagegen schlafen die Menschen unter ruhig kreisenden Sternen. Eine gewaltige Schattentüte ragt ins Weltall hinaus, die mit der Erde um die Sonne wandert (Fig. 1).

Seit der Antike ist es wohlbekannt, daß wir auf einer riesigen Kugel wohnen, die im Weltall schwebt. Man lernt es früh und erlebt es kaum. Denn verglichen mit der Sonne imponiert sie nur als ein Kügelchen: 1,3 Millionen Erden wären nötig, um den Sonnenleib auszufüllen, und auf dem Sonnendurchmesser lassen sich 109 Erdscheiben nebeneinanderlegen (Fig. 2). Verglichen mit uns ist sie aber unmenschlich groß; stellen wir einen Menschen einmal «neben» die Erde wie etwa neben den Eiffelturm, dann erweist sie sich als 7,5 Millionen Mal größer als er. Wir glauben doch alle, ein rotes Blutkörperchen sei sehr klein, sein Durchmesser mißt etwa 0,007 Millimeter, 5 Millionen seinesgleichen haben in einem Kubikmillimeter Platz. Stellt man aber ein solches Blutscheibchen neben einen Erwachsenen, dann ist dieser nur 240000 Mal größer. Somit ist die Erde ganz entsetzlich groß zu nennen, und wir sind im Verhältnis zu ihr keineswegs mit Ameisen, Wanzen oder Schimmelpilzen zu vergleichen, wie dies witzelnde Philosophen so gerne tun, wir sind *sehr viel* kleiner. Man vergesse nicht, die ganze Zwei-Milliarden-Menschheit ließe sich in Zinnsoldatenformation «bequem» auf dem Bodensee aufstellen. Wenn ein Spaziergänger, der in einer Stunde seine vier Kilometer hinter sich bringt, täglich 40 Kilometer wandert, so hat er gegen drei Jahre zu gehen, bis er den Erdumfang mit seinen 40076 Kilometern umwandert. Ein moderner Langstreckenflieger bewältigt diese Strecke freilich schon in etwa 60 Stunden (Fig. 3).

Diese Riesenkugel liegt nicht still «irgendwo», sondern sie rast mit der Geschwindigkeit von rund 30 Kilometern *in der Sekunde* gehorsam ihre Ellipsenbahn um die Sonne. Hat sie die Bahn vollendet, sind 365 Tage, also ein Jahr, vergangen. Nimmt mancher schon das Tag-Nacht-Geschehen duldend hin und läßt sich von einem eifrigen Förderer der Bildung gerade noch überzeugen, daß der Monsterball, auf dem er lebt, sich täglich um die Achse drehe und hierbei den Anblick der erfreulichen Sonne abendlich verstelle — so *erleben* es doch nur wenige Menschen, daß sie zeitlebens Passagiere einer ungeheuren Weltfahrt sind. Manch einer erzählt von seinen Reisen in ferne Länder und wird darob bestaunt und beneidet, aber der Allerärmste von uns fährt jahraus, jahrein kostenlos eine Strecke von 936 Millionen Kilometern. Wie viele Menschen möchten doch von New York nach San Franzisko fahren — diese ganzen 4000 Kilometer, ach und wie mancher möchte nur wenige hundert Meter über eine rettende Grenze fliehen! Wer im Kosmos etwas heimisch wird, kann nur in tiefer Beschämung die Zustände unter den Menschen betrachten, die doch alle in einem so groß- und hochgedachten Weltschiff fahren! —

Wie die Erde um ihre Achse, so rollt sie auch um die Sonne im umgekehrten Zeigersinn, also linksherum. Die Ellipsenbahn, auf der wir fahren, hat keine Beulen nach innen und nach außen und zeigt auch keine Berg- und Talkurven. Sie liegt so flach wie das Wasser in einer Badewanne, es ist eine unsichtbare Ebene, die auch mitten durch die Sonne schneidet. Stünde nun die Nord-Süd-Achse, die Polachse der Erde, senkrecht auf dieser Fahrbahn um die Sonne, *würde also die Aequatorebene* — der Schnitt quer durch den Apfel — *auf der Bahn selbst liegen*, dann, ja dann gäbe es viel mehr Freunde der himmelsseligen Astronomie! Denn an diesem Punkt beginnen die Erklärer heiser zu werden und die Eifrigen abzufallen.

Wer aber hier nicht mitkommt, dem ist unter allen Umständen allein — nur zu helfen! Er stoße doch eine Stricknadel durch einen Apfel und begebe sich mit einem Zelluloidentchen ins Bad. Die Badewanne ist ohnehin eines der letzten Refugien des steuer-, examen-, zeit- und zeitungsgeplagten Menschen, dort kann er noch unbewacht singen, sinnen und ohne Blamage Unverstandenes nachprüfen. Das Entchen ist also die Sonne, das Wasser die Erdbahnfläche, der Apfel die Erde, die Stricknadel die Nord-Süd-Achse. Nun kann man diese senkrecht um die Sonnenente führen, sie waagrecht auf der Bahn bewegen oder so, daß sie immer auf das Entchen zeigt. Schließlich kann man sie aber auch so halten, wie sie in Wirklichkeit ausgerichtet ist, nämlich in der berühmten Neigung von 23½ Grad von der Senkrechten zur Bahnfläche hin. Wieviel das etwa ist? Spreize Mittel- und Ringfinger, diesen Winkel macht es wohl bei den meisten Menschen aus, die nicht gerade Klaviervirtuosen sind (Fig. 4).

Gut, aber wohin sollen wir die Erdachse mit diesem Winkel ausrichten? Auf jenen Stern am Nordhimmel, welcher Polarstern heißt. Einen Bären sollte sich jeder Europäer einmal aufbinden lassen, das ist der Wagen im Sternbild des Großen Bären; verlängert man dessen hintere Wagenwand fünfmal nach oben, so steht dort, Tag und Nacht, jahraus, jahrein, der Polarstern, einer der vielen Pole in der Erscheinungen verwirrender Flucht, die in sich ruhen und nach denen uns auszurichten wir leider nicht im Traume denken. Gehört dein Badezimmer dir, so kannst du in seiner Richtung für dich und deine Kinder an der Decke einen Tuschtupfen anbringen*. Wie, wenn die Erde je am äußersten Punkte ihrer 936-Millionen-Kilometer-Ellipse angekommen ist, weist die Erdachse immer noch nach demselben Stern? Genau so ist es. Er steht so weit von uns entfernt, volle 270 Lichtjahre (das sind etwa 2500 Billionen Kilometer), daß die Erdachse in beiden Ellipsenkurven unverändert nach ihm zeigt.

* Gehört die Wohnung nicht dir, so studiere mit deinem Anwalt dreimal erst den Mietvertrag

Wer auf den Polarstern schaut, schaut nach Norden, wo immer er steht. Ein kleines Sprüchlein und ein kleines Gedankenexperiment wird jeden bereichern, der es auch nur einmal versucht. Breite die Arme seitlich aus und sag: «Wenn vorne Norden und im Rücken Süden, muß Rußland rechts im Osten liegen.» Man denke sich die Erde zusam-

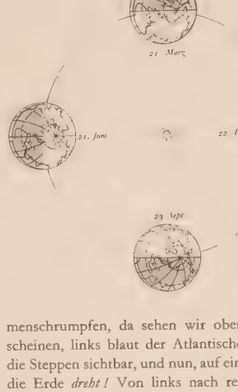


Fig. 7: Hier sehen wir die Erdstellungen von «oben herunter». Während der Tag-Nacht-Gleichen liegen die Polgebiete je zur Hälfte im Tag und in der Nacht, am 21. Juni und 22. Dezember dagegen wird die Mitternachtssonne wie die Polarnacht ebenso deutlich wie das Wesen der sogenannten Polarkreise.

Fig. 2: So klein erscheint die Erde vor der Sonnenscheibe, trotzdem erscheint die Sonne wieder infolge ihrer großen Entfernung von der Erde aus gesehen als «klein».

menschrumpfen, da sehen wir oben das arktische Eis erscheinen, links blaut der Atlantische Ozean, rechts werden die Steppen sichtbar, und nun, auf einmal, *spüren* wir, wie sich die Erde *dreht!* Von links nach rechts, von Westen nach Osten, wo am Himmel die Planeten, die Sterne, der Mond heraufsteigen, wo die Morgenröte erscheint und die Sonne: ex oriente lux! Je mehr sich die Erde verkleinert, desto mehr werden wir gewahr, wie sie *gleichzeitig* sehr eilig ihren gewaltigen Ellipsenweg um die Sonne läuft, daß diese tatsächlich stillesteht und *wir* sie umkreisen! Würde einer mit Mikroskopaugen geboren, dann nähme er freilich alle Amöben und Mikroben wahr, er würde auf der Straße im Staube die Splitter von Glas, die Reste vom Leder, Papierschnitzel und Brotkrumen erkennen, aber er wäre nicht imstande, ein Haus, ein Automobil, einen Berg zu sehen. Unsere Sinne sind dem Kosmos gegenüber in einer ganz ähnlichen Verfassung. Herakleitos von Ephesos erklärte kurz und bündig: «Die Sonne ist so groß, wie sie uns erscheint — sie hat die Breite eines menschlichen Fußes.» Aber schon zur Zeit des Perikles meinte der ketzerische Anaxagoras: «Die Sonne ist eine glühende Masse und größer als der Peloponnes.» Heute wissen wir, daß sie ganz erheblich größer ist. Dennoch kann all unser Wissen unser Erleben nur

Fig. 3: Ein Wanderer, der täglich 40 Kilometer geht, hat 2 Jahre und 272 Tage, bis er den Aequator umläuft (40076 Kilometer). Ein modernes Flugzeug bewältigt diese Strecke in etwa 60 Stunden. Während die Längengrade alle gleich lang sind, werden die Kreise der Breitengrade nach den Polen hin *kleiner*.

Fig. 4: Spreize Mittel- und Ringfinger, so entsteht ein Winkel, der *ungefähr* dem berühmten der Erdachsneigung von 23½ Grad entspricht. Der Ringfinger zeigt nach dem Polarstern. Wenn man auf diesen schaut, gilt für Zürich: «Wenn vorne Norden und im Rucken Süden, muß Rußland rechts im Osten liegen.»

nen; über die Nachtseite stülpt sich der riesige Magierhut des Schattens. Von den vielen möglichen Dreh- und Kugelweisen nehmen wir einmal die lehrreichste heraus: daß sich die Erde auch 365 Mal um sich selber drehe, dabei aber *senkrecht* auf der Bahnachse fahre (Fig. 5). Das würde außerordentlich viel vereinfachen. Alle Orte auf der Erde hätten 12 Stunden Tag und 12 Stunden Nacht mit Ausnahme der Bewohner des Nord- und Südpoles, welche 24 Stunden Tag bekämen, wobei die Sonne gerade zur Hälfte über dem Horizont sichtbar würde. Es könnten dabei auch keine Jahreszeiten entstehen, am Aequator wäre es heiß, bei uns gemäßigt, die Pole wären vereist, wo immer sie sich auf der Bahn um die Sonne befinden. Diese Zustände herrschten, nach dem englischen Dichter Milton, zur Zeit des Paradieses: durch den allenthalben so folgenschweren Apfelbiß hätte Gott dem Planeten einen sehr menschlich vorgestellten Fußtritt gegeben, so daß er seither mit schiefer Achse um die Sonne wanke. Später meinte der französische Philosoph Auguste Comte, man müsse alle Kräfte der Menschheit aufbieten, um die Erdachse wieder geradezustellen, um auf diese Weise dem ihm offenbar lästigen Wechsel der Jahreszeiten ein Ende zu bereiten.

Fortsetzung Seite 77

schwer erleuchten. Die Sonne bleibt *klein*. Wenn sie abends «unter»geht, ist die «große» Erde mächtig genug, sie völlig zu verdecken, man weiß eigentlich gar nicht so recht, wo sie des Nachts bleibt. Das ptolemäische und damit das ganze mittelalterliche Weltbild ist ganz auf unsere natürlichen Sinnesorgane zugeschnitten. Die kopernikanische Wendung und vor allem die unsäglichen Wunder der Einsteinschen Erkenntnisse überschreiten den biederen Altväterhausrat der unmodern gewordenen Sinnesorgane. Hier, genau hier, liegt der großgeartete Widerstand Goethes gegen die Unaufhaltsamkeit des newtonschen Forschungsweges. Was uns die Natur nicht zu erkennen gegeben hat, das sollen wir ruhig verehren. Aber die ewige Weberin schafft heute nicht mehr Augen und Ohren aus Zellen, sondern Palomarteleskope und Radarinstrumente… ihr Bildnertum im Protoplasma war nur eine Phase ihres geheimnisvollen Wirkens.

Ja, da liegt's! Wo geht sie denn eigentlich hin, die «kleine» Sonne, wenn sie «unter»geht? Und wie ist das wundersame Phänomen der sogenannten Mitternachtssonne zu erklären? — Unsere Bilder zeigen es doch ganz einwandfrei, daß sie hoch im Norden während des ganzen Junitages überhaupt nicht unter dem Horizont verschwindet? Wir wissen, die Erde umkreist die Sonne auf einer festen, flachen Bahn, einem Ball vergleichbar, der auf einer Wasserfläche ein feststehendes, nach allen Seiten Licht ausstrahlendes Schiff umschwimmt. Der Ball kann irgendeine Stellung beibehalten oder regellos um sich selber kugeln, auf alle Fälle wird dabei immer die dem Lichtschiff zugewandte Seite tagbeschie-

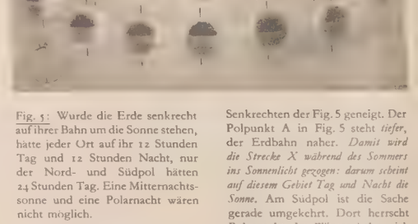
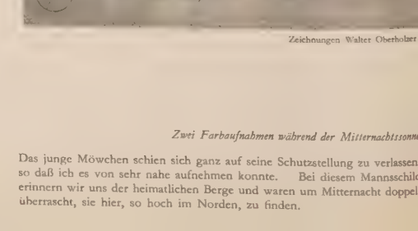


Fig. 5: Wurde die Erde senkrecht auf ihrer Bahn um die Sonne stehen, hätte jeder Ort auf ihr 12 Stunden Tag und 12 Stunden Nacht, nur der Nord- und Südpol hätten 24 Stunden Tag. Eine Mitternachtssonne und eine Polarnacht wären nicht möglich.

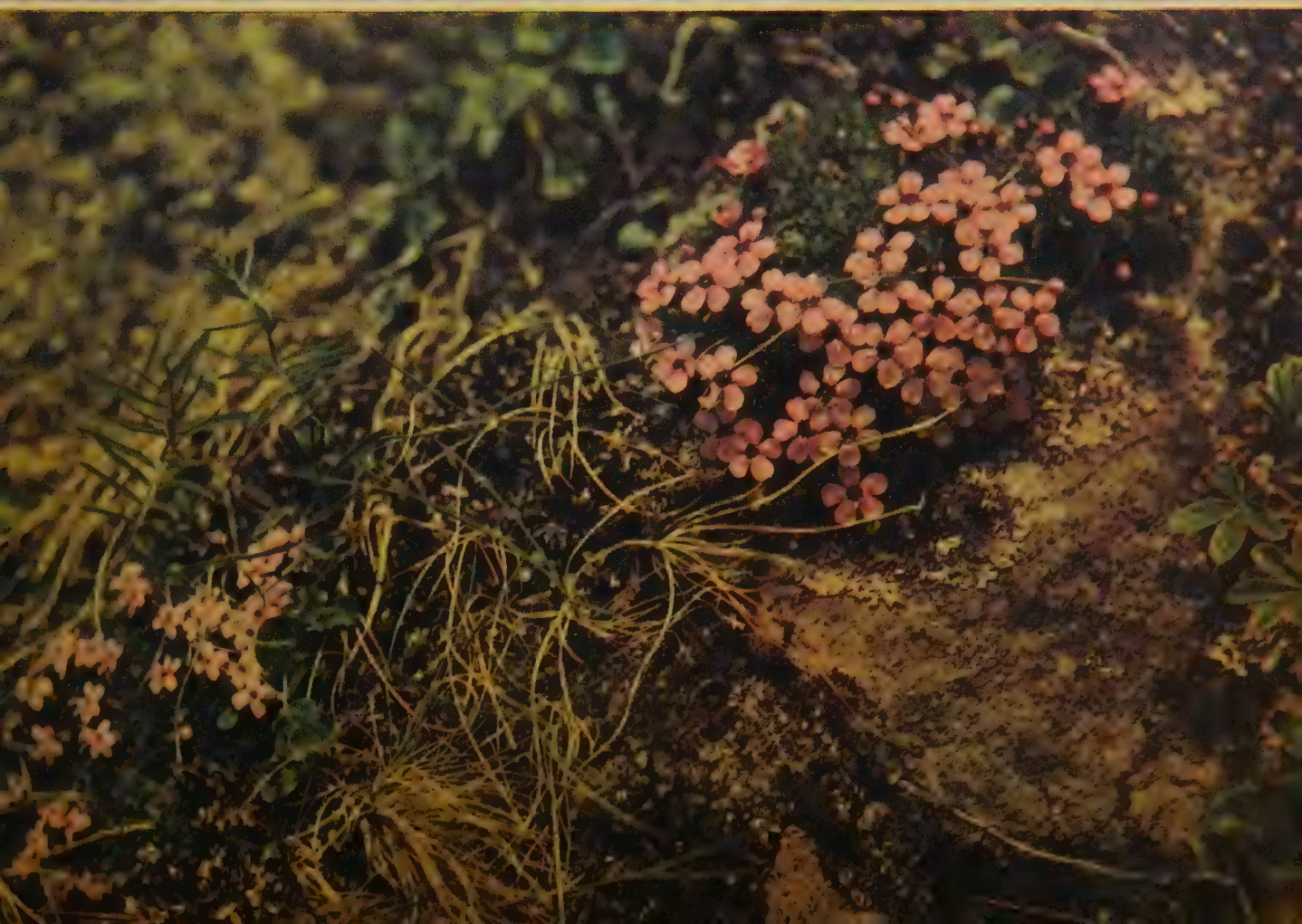
Fig. 6: Die Erdachse ist aber in Wirklichkeit 23½ Grad von der Senkrechten der Fig. 5 geneigt. Der Polpunkt A in Fig. 5 steht *tiefer*, der Erdbahn näher. *Damit wird die Strecke X während des Sommers ins Sonnenlicht gezogen: darum scheint auf diesem Gebiet Tag und Nacht die Sonne.* Am Südpol ist die Sache gerade umgekehrt. Dort herrscht Polarnacht. Im Winter kehrt sich auch dies wieder um, wie aus der Zeichnung nun völlig klar ersichtlich wird.



Zeichnungen Walter Oberholzer

Zwei Farbaufnahmen während der Mitternachtssonne

Das junge Möwchen schien sich ganz auf seine Schutzstellung zu verlassen so daß ich es von sehr nahe aufnehmen konnte. Bei diesem Mannsschil erinnern wir uns der heimatlichen Berge und waren um Mitternacht doppel überrascht, sie hier, so hoch im Norden, zu finden.



STRAWINSKYS HAUS IN USTILUG

ALTES WIRTSHAUS

BUGUFER BEI USTILUG

STRASSE IM NEUEN STADTVIERTEL MIT PROZESSION

AUF IGOR STRAWINSKYS SPUREN IN WOLHYNIEN

IGOR STRAWINSKYS «Chroniques de ma vie» (in der deutschen Ausgabe unter dem Titel «Erinnerungen» erschienen), die sich über die Jahre 1906 bis 1935 erstrecken, stellen einen hochbedeutsamen Beitrag zur künstlerischen Bewegung jener drei Jahrzehnte dar. Denn diese an berühmten Werken so reiche Zeitspanne führte zu einer Neuorientierung unserer musikalischen Sensibilität und unseres musikalischen Geschmacks. Strawinsky aber ist einer der hervorragendsten Vertreter seiner Generation.

Im ersten Bande dieser Erinnerungen erwähnt Strawinsky wiederholt eine in Wolhynien gelegene Familienbesitzung namens «Ustilug», wo er bis zum Jahre 1914 regelmäßig den Sommer zubrachte und an einigen seiner bedeutendsten Frühwerke arbeitete, so dem «Feu d'Artifice» und dem «Sacre du Printemps». Später erfahren wir, daß ihm hier während der Russischen Revolution seine Kompositionsmanuskripte und seine gesamte Bibliothek abhanden kamen. Doch handelt es sich stets nur um ganz kurze Hinweise, denen keine genaue Vorstellung über die Besitzung oder die sie umgebende Landschaft abzugewinnen ist. Strawinsky schreibt den Namen seines Landhauses stets in Anführungszeichen, als ob er sich einzig auf eine Privatbesitzung bezöge. Dies war der Grund, warum ich 1937 bei der Lektüre seiner «Erinnerungen» in Strawinskys «Ustilug» nicht sofort den alten wolhynischen Marktflecken gleichen Namens wiedererkannte, der am rechten Ufer des Bug, eines Nebenflusses der Weichsel, hingebettet liegt.

Erst im Sommer 1939 erfuhr ich anläßlich einer Reise nach Wolhynien von der Existenz der in den «Erinnerungen» erwähnten Besitzung und unternahm deshalb einen kurzen Abstecher nach Ustilug.

Der alte, von den warägischen Fürsten gegründete Ort liegt noch immer abseits des Eisenbahnnetzes und aller begangenen Straßen. Die nächste Bahnstation ist Wolhynisch-Wladimir. Von dort aus konnte ich das zwölf Kilometer entfernte Ustilug entweder mit dem einmal täglich verkehrenden Autobus oder mittels einer Mietkutsche erreichen.

Nach einem raschen Rundgang durch das Städtchen begab ich mich auf die Suche nach dem Bürgermeister, dem Kapellmeister — der in den Kirchen des orthodoxen Bekenntnisses «Regent» heißt — und dem pensionierten Richter, der Strawinskys früheres Haus bewohnen sollte. Ihren Mitteilungen sowie den dürftigen Aufzeichnungen des städtischen Archivs verdanke ich das, was ich von der Geschichte der Domäne Ustilug von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an in Erfahrung bringen konnte.

Durch Ustilug verlief späterhin die sogenannte Molotow-Ribbentrop-Linie, und hier war es, wo sich im Juni 1941 die Kämpfe um den Besitz des Brückenkopfes am Bug abspielten. Seit 1946 stellt diese Brücke die Grenze zwischen der Sowjetukraine und der neuen Republik Polen dar. Wie Mitreisende mir erzählten, wurden damals die Einwohner von Ustilug ins Innere der Ukraine evakuiert. Die Anhöhen, auf denen die Stadt erbaut war, wurden vollständig entholzt, und heute erblickt man vom polnischen Ufer die Wachttürme, von denen aus die sowjetischen Grenzwächter den Flußlauf beobachten.

•

In der Nähe der Stadt Ustilug erstreckt sich eine Domäne, die früher Besitz der fürstlichen Familie Lubomirski war. Am Zusammenfluß der Luga und des Bug ließ dieses Geschlecht im 18. Jahrhundert ein Schloß aufführen, das inmitten eines riesigen Parkes stand. Als jedoch dieser Zweig der Lubomirski bald nach 1800 erlosch, wurde die Gutsherrschaft von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht.

Gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts zog eine schwere Wirtschaftskrise über Wolhynien, von der es sich nicht mehr ganz erholte. Die Anpassung eines so großen landwirtschaftlichen Betriebes an die veränderten Zeitumstände erforderte jedenfalls mehr Kapitalien, als sie einer der aufeinanderfolgenden Gutseigentümer aufzubringen vermochte. Das Lubomirskische Schloß fiel einer Feuersbrunst zum Opfer. Als ich in der Gegend weilte, bezeichnete ein ausgedehntes Stück Oedland am Zusammenfluß der beiden Wasserläufe noch seine einstige Lage. In dem wuchernden Nesselgestrüpp fand ich sogar ein paar noch von dem alten Schlosse stammende Ziegelsteine, denen die Fürsten Lubomirski nach dem Vorbild der römischen Kaiser ihr Wappen hatten aufprägen lassen. In einiger Entfernung erhoben sich zwei langgestreckte Bauten, die aus derselben Zeit stammten und vom Feuer verschont geblieben waren: die Stallungen und Wirtschaftsgebäude des ehemaligen Schlosses.

Im Jahre 1888 erwarb ein Arzt aus Kiew namens G. T. Nossenko die verwilderte und verarmte Domäne. Zwar zeigte sich der neue Besitzer selbst nur selten in Ustilug, doch bestimmte er das Gut seinen beiden Töchtern Ludmilla und Katharina zum Wohnsitz, denn er hatte seine an Tuberkulose leidende Frau verloren und wollte seine Kinder auf dem Lande haben.

Das älteste der Mädchen, Ludmilla, verheiratete sich 1903 mit dem Flottenbau-Ingenieur Bielankin, der sich in Ustilug niederließ und an der Stätte des früheren Schlosses ein geräumiges Wohnhaus errichten ließ.

Die Familie Nossenko hinterließ ein gutes Andenken in Ustilug. Da sie sich als Nachfolgerin der Lubomirski betrachtete, hatte sie auch die Soziallasten auf sich genommen, die auf den Herrensitzen ruhten. Sie unterhielt eine Schule, und Katharina Nossenko baute ein Krankenhaus. Im Jahre 1939, nach einem schicksalsschweren Vierteljahrhundert, hatten sich die Erinnerungen allerdings im Gedächtnis der Bewohner Ustilugs zu verwischen begonnen, doch sprachen sie noch immer mit Sympathie von der früheren Gutsherrschaft.

Nach dem Tode Dr. Nossenkos wurde sein Vermögen zwischen seinen Töchtern aufgeteilt. Der älteren fiel die Domäne Ustilug zu, mit Ausnahme einiger Hektar Parklandes am Ufer der Luga, wo die sogenannte «Alte Farm» gelegen hatte. Dieses Stück Land sowie sein Barvermögen hatte der Verstorbene seiner Tochter Katharina vermacht.

Im Sommer pflegten die beiden Schwestern ihre Freunde und Verwandten nach Ustilug einzuladen. Dazu gehörten auch die Strawinskys, die oft aus St. Petersburg kamen, um die Sommermonate in Wolhynien zu verbringen. Der zukünftige Komponist lernte daher die Gegend frühzeitig kennen. Während seiner Ferien unternahm er allerlei Ausflüge. Einige zehn Kilometer von Ustilug entfernt besaßen nahe Verwandte der Nossenko gleichfalls einen schönen Landsitz, den Strawinsky in seiner Jugend öfters besuchte.

1906 heiratete Strawinsky Katharina Nossenko, und die jungen Eheleute ließen sich auf dem noch immer die «Alte Farm» genannten Grundstück ein Landhaus bauen, wo sie acht Jahre lang ihre Ferien verbrachten.

Meine Ankunft (1939) weckte in Ustilug ein gewisses Interesse für Strawinsky, den man nur vom Hörensagen kannte, und für sein Haus, von dessen Vorhandensein viele überhaupt nichts gewußt hatten. Der Bürgermeister und der «Regent» hatten die Freundlichkeit, mich zu begleiten und bei meinen Nachforschungen zu unterstützen. Der ehemals Nossenkosche Grundbesitz war einige Jahre zuvor zerstückelt und das Haus selbst mit einigen Hektar anstoßenden Landes von einem pensionierten Richter angekauft worden. Es wohnte niemand dort, doch erwartete uns der Richter, den wir von unserer Absicht in Kenntnis gesetzt hatten, mit dem Schlüssel an der Haustür.

Einige hundert Meter von der Besitzung der Bielankin gelegen, ähnelte Strawinskys inmitten des grünenden Parks halb versteckte ehemaliges Landhaus der Behausung eines Forstwarts. Es war ein einstöckiges, weißgetünchtes Gebäude mit spitzem Schindeldach, in welches zwei Mansardenfenster eingelassen waren. Man betrat es durch eine hölzerne Veranda. Auf der anderen, der Sonne zugewandten Seite wies das Haus sieben asymmetrische Fenster von verschiedener Größe auf.

Die Verteilung der Räume im Inneren schien nicht für längeren Aufenthalt berechnet zu sein. Strawinsky hatte offenbar nie etwas anderes im Auge gehabt, als während der heißesten Sommermonate hier Zuflucht zu suchen. Der größte Teil des Erdgeschosses wurde von einem einzigen Zimmer mit Fenstern an den beiden Breitseiten des Hauses eingenommen. Dieser Raum war seiner Größe und Akustik nach wohl geeignet, einen Flügel aufzunehmen; wahrscheinlich beherbergte er die Bibliothek des Komponisten.

Soweit man sich in Ustilug aber noch an Einzelheiten erinnerte, befand sich der Raum, worin der Komponist zu arbeiten pflegte, unter dem Dach. Der neue Besitzer teilte uns mit, daß da oben in der Tat ein Mansardenzimmer sei, und wir stiegen die breitausladende Treppe hinauf, die oben in einen engen, dunklen Gang mündete. Wir tasteten uns vorwärts, wandten uns nach rechts und stießen die Mansardentür auf.

Der Raum, den wir betraten, war kein eigentliches Zimmer, sondern eher ein langer Korridor von unregelmäßiger Form, der sich in der Mitte ein wenig erweiterte. Dieser Mittelteil wurde von den zwei Mansardenfenstern erleuchtet, die wir bereits von draußen bemerkt hatten. Selbst an dieser Stelle schien seine Breite nicht mehr als drei Meter zu betragen, doch war hier immerhin Platz genug für ein Klavier und einen Tisch. Die geisterhafte Weiße der gekalkten Wände, die sonderbare Form und die isolierte Lage dieses Schlupfwinkels hatten etwas sehr Merkwürdiges.

Sicherlich würde ich das Arbeitszimmer des Komponisten kaum hier gesucht haben, hätte man mich nicht zuvor auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht; doch je länger ich mir die Sache nun überlegte, um so einleuchtender kam sie mir vor. Der Winkel hatte trotz seinem ungewöhnlichen Aussehen tatsächlich viele Vorzüge. Dadurch, daß er so langgestreckt war, kam genügend Luft herein; das Schindeldach hielt die Sonnenhitze ab, und die Raummitte war hell und freundlich. Der zwischen den Fenstern Sitzende hatte nur die einförmige, weißgetünchte Wandfläche vor sich und wurde auf keine Weise von der Arbeit abgelenkt. Hier herrschte völlige Stille und Einsamkeit.

Der «Regent» teilte mir mit, Strawinsky habe keinerlei Beziehungen zu den Bewohnern des Städtchens unterhalten, ausgenommen mit dem Arzt des von seiner Gattin gegründeten Krankenhauses. Doch war allgemein bekannt gewesen, daß auf der «Alten Farm» ein Komponist lebe, der völlig in seine Arbeit vertieft sei. Von Zeit zu Zeit sah man ihn aus dem Hause kommen, raschen Schrittes die Alleen des Parks durchmessen und nach Ablauf einer Viertelstunde wiederum in der Tür verschwinden.

•

In jenen Landstrichen führen nur wenige Brücken über den Bug. Eine davon befindet sich bei Ustilug, eine kleine Strecke flußaufwärts von der Lugamündung. Neben dieser Brücke liegt eine infolge der raschen Strömung ziemlich gefährliche Furt. Zu Sommersende kann man den Bug überqueren, wobei einem das Wasser jedoch immer noch bis zur Körpermitte reicht. Das westliche Ufer des Flusses ist flach und von Schilf und Gras bedeckt. Das Ostufer dagegen ist hoch, steil, von Hügeln überragt. Auf einem erheben sich die Wälle der alten Zitadelle, die, weithin sichtbar, die Umgegend beherrscht.

Da Stein hierzulande völlig fehlt, war es den Völkern, die zeitweilig ihren Wohnsitz in der Ukraine aufschlugen, nicht möglich, andere Spuren zu hinterlassen als allerlei Erdbauten. Vor allem handelt es sich dabei um die sogenannten Kurhanes oder Grabhügel, die, zu verschiedenen Zeiten errichtet und weithin sichtbar, sich inmitten der Aecker und Weiden erheben. Von ihrer Höhe erblickt der Wanderer die hügelige Ebene mit ihren Schluchten und hört das Geflüster der vom Winde bewegten dürren Gräser. Zwischen Ustilug und dem Schwarzen Meer liegen Tausende von Kurhanes verschiedener Größe.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts führten russische Archäologen an den Gestaden des Schwarzen Meeres Ausgrabungen durch, welche die Ueberreste mehrerer hellenischer Städte bloßlegten. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die in der Nähe gelegenen Kurhanes untersucht. Eine Reihe davon enthielten Gräber von Skythenhäuptlingen, die mit ihren Frauen, Pferden, Waffen und Kostbarkeiten beigesetzt worden waren. Mehrere Jahre lang bildete die Entdeckung dieser skythischen Welt ein beliebtes Gesprächsthema der St. Petersburger Gesellschaft; viele Russen gefielen sich damals darin, sich als Abkömmlinge der alten Skythen zu betrachten, und standen aus diesem Grunde der aus dem griechisch-römischen Kulturkreis hervorgegangenen westlichen Zivilisation ablehnend gegenüber.

Wenn wir hören, daß dieses Stück altheidnischer Welt in Strawinskys Jugendzeit entdeckt wurde, müssen wir unwillkürlich an den «Feuervogel» denken. Sein Schöpfer selbst sagt in seinen «Erinnerungen» darüber: «Als ich in St. Petersburg an den letzten Seiten des ‚Feuervogels' arbeitete, sah ich eines Tages wie aus der Erde gestampft — denn ich war damals mit völlig anderen Dingen beschäftigt — das Schauspiel eines großen heidnischen Festes vor mir, bei dem die alten Weisen, im Halbkreis sitzend, dem Todestanz eines jungen Mädchens zusahen, das sie opferten, um sich den Gott des Frühlings geneigt zu machen. Dies wurde der Stoff zum ‚Sacre du Printemps'.»

Zwar haben uns die russischen Ausgrabungen vor allem über Begräbnissitten unterrichtet; nichtsdestoweniger scheint sich die in des Komponisten «Erinnerungen» beschriebene Vision wie auch die Musik des «Sacre du Printemps», soweit sie Programmusik ist, ziemlich eng an die Vorstellung zu halten, die man sich zu jener Zeit von der skythischen Welt machte.

•

Durch alle die bewegten Zeitläufte der wolhynischen Geschichte hindurch bleibt ein Faktor konstant: der unter den warägischen Fürsten aus Konstantinopel herübergekommene griechisch-orthodoxe Ritus, der, zum mindesten im polnischen Landesteil Wolhyniens, bis zum Jahre 1939 lebendig geblieben ist. Neun Jahrhunderte lang vereinigte er in den alten Kirchen allsonntäglich eine Schar von Gläubigen.

Der eigentümliche Reiz des griechischen Gottesdienstes beruht auf seiner gesungenen Liturgie. Man braucht nicht unbedingt gläubig zu sein, um dem wogenden Zauber dieser Musik zu verfallen, die in der griechisch-orthodoxen Kirche alle religiösen Vorgänge umflutet. Ein guter Chor war stets ein Anziehungspunkt für die Gläubigen. Deshalb legten die Gemeinden großen Wert auf ihre Kirchenchöre, von denen manche so alt waren wie die Kirchen, in denen man sang.

Die Tätigkeit der Kirchenchöre beschränkte sich indes nicht nur auf religiöse Feierlichkeiten. In den Städten veranstalteten sie zuweilen öffentliche Konzerte. In den Landgemeinden sang der Chor des Morgens in der Kirche und am Abend in der Schenke, nahm an allen Ortsfestlichkeiten teil und wirkte bei Hochzeiten und Taufen mit.

Diese weltliche Betätigung der Kirchenchöre führte dazu, daß der schulgerechte Kunstgesang einen erheblichen Einfluß auf die Volksmusik gewann. Der zwei- und dreistimmige Gesang breitete sich im Lauf der Jahrhunderte in der ganzen Ukraine aus und wurde zur beliebtesten aller Volksunterhaltungen. Besonders dort, wo die Frauen fehlten, also bei manchen Kosaken, bei Briganten, Schäfern, Bootsleuten, wurde es Brauch, daß, sobald ein paar Männer zusammenkamen, alsbald mehrstimmiger Gesang erscholl.

Neben anderen Elementen der westlichen Kultur des 17. Jahrhunderts gelangte auch die Musik jener Zeit mit ihrer Harmonik und ihren Ausdrucksmitteln in die Ukraine. Damals wich der früher so bedeutende byzantinische Einfluß auf den musikalischen Volksschatz Osteuropas bis an die Grenzen des Ottomanischen Reiches zurück.

Ob volkstümliche oder Schulmusik: die Tonkunst Osteuropas hat sich nie allzuweit von den Vorbildern und Ueberlieferungen des Westens entfernt. Diese Feststellung, die sich aus der Musikgeschichte Wolhyniens ergibt, erinnert uns an Strawinskys recht negatives Urteil über die russische «Volksmusik». Haben seine wolhynischen Erlebnisse dazu beigetragen, ihn zu dieser Anschauung zu führen? Hat er sich für den Chor der Gemeinde interessiert, in der er nahezu zehn Jahre regelmäßig seine Ferien zubrachte?

Der Regent und die Chorsänger des Ortes wußten nichts hierüber zu berichten. Sie kannten nur den Namen des berühmten Komponisten, und die ältesten von ihnen entsannen sich, ihn von weitem im Park gesehen zu haben.

Um das musikalische Erbgut eines Volkes kennen und würdigen zu lernen, braucht man indes nicht unbedingt mit den Musikbeflissenen der Ortsgemeinden zu verkehren oder gelehrte Studien zu treiben. Insbesondere in Wolhynien sucht sich der Volksgesang tausend Wege zu den Ohren des Zuhörers. Die feuchte Luft des Bugtals trägt die menschliche Stimme sehr weit. Als ich am Spätnachmittag einmal auf der Erhebung saß, die die Wasser des Bug von denen der Luga scheidet, konnte ich vom gegenüberliegenden Ufer her deutlich die Lieder vernehmen, die in der Ukraine nach altem Brauch jede Landarbeit begleiten. Ich hörte gleichzeitig mehrere aus den verschiedenen Himmelsrichtungen. Zufällig hatte ich eine kleine Partitur des «Feuervogels» in der Eulenburgschen Taschenausgabe bei mir. Ich zeigte sie dem Regenten, der mit ungläubiger Miene in dem Bändchen zu blättern begann. Da wies ich ihn auf das Motiv des Wiegenliedes hin, das ein wenig variiert am Ende des Stückes wieder erscheint. Sowohl der Regent wie die uns begleitenden zwei Chormitglieder erkannten darin ohne Zögern ein Motiv der wolhynischen Volksmusik. «Es ist bestimmt eine wolhynische Melodie», meinte der Regent, «aber nicht aus unserer Gegend. Ich glaube, ich habe sie im Norden des Landes gehört, jenseits von Kowel. Wir haben hier einen Chorsänger, der in der dortigen Gegend geboren ist und alle ihre Lieder kennt. Den sollten wir befragen.»

Zusammen begaben wir uns in die Wohnung des Chorsängers, eine bemooste Hütte. Auch er erkannte das Motiv wieder, konnte es aber so wenig identifizieren wie die anderen. Im Kerzenschein gingen wir die Partitur noch einmal durch: das Wiegenliedmotiv glich keinem einzigen Volkslied genau, Aehnlichkeit aber hatte es mit jedem der Lieder, welche die Frauen des Landes abends ihren Kindern vorzusingen pflegen. So ist es wohl möglich, daß das Werk Strawinskys «wolhynische Motive» enthält; doch mag es damit ebenso bestellt sein wie mit den «Motiven aus der polnischen Volksmusik» in Chopins Werk: im überlieferten Melodienschatz des Landes würde man sie vergebens suchen.

Deutsche Uebertragung von Magda H. Larsen

DAS LICHT DER WEIHNACHT

Eine Legende von MARIE GEVERS

Die Sonne strahlte mit immer noch gleicher Großmut; sie ergoß ihre gütige Wärme über Erde und Wolkenmassen und trieb ihr heilsames Spiel mit Wassern und Dünsten. Der Mond zog noch immer die gleichen phantastischen Kreise am Himmel, und der diamantene Staub der Sterne fehlte in keiner einzigen klaren Nacht.

Aber damals herrschte Krieg auf Erden, und in den Häusern der Menschen war das Licht ein Gefangener. Nächtelang suchte es oft nach einem winzigen Spalt, durch den es in Stadt oder Land entkommen könnte, aber wenn dies auch einmal einem Lichtstrahl gelang, so verschluckte ihn sogleich wieder das feindliche Dunkel. Selbst die Kinder halfen mit, das Licht gefangenzuhalten, und häufig zog eine kleine Hand einen Fenstervorhang zurecht oder schloß fester die Läden.

Ist das Licht gefangen, brechen Gefahren aus und durchstreifen die Nacht. Die guten Leute hüteten sich daher, aus ihren Häusern zu gehen, sobald es dunkel war. Und die Kinder versammelte man, vor allem im Winter, gleich nach der Schule um die schützende Lampe daheim, und man führte sie sogar mitsamt dem Licht tief in die Keller hinab, wenn die Luft von Gefahren erbebte.

In jener Zeit hielt man auch das weiße Brot wohlversperrt, und selten nur fand eine Brotschnitte den Weg zum hungrigen Mund. Auch fehlte in vielen Häusern der Vater; sei es, daß er ein Gefangener war wie das Licht oder von Feinden verschleppt oder vom Tode den Seinen entrissen.

An einem Weihnachtstage geschah es da, daß der kleine Hans das weiße Brot kennenlernte. Da er schon sieben Jahre alt war, konnte er zur Großmutter mitgenommen werden: eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt und dann noch eine Stunde Weges zu Fuß. Die Mutter war mit den beiden Kleinen zu Hause geblieben. Großmutter aber besaß weißes Brot und überdies einen Christbaum! Da konnte man der Mutter einen halben Laib Brot mitbringen und verschiedene Geschenke.

Hans selber erhielt eine schöne grüne Kerze zum Geschenk; sie war nicht länger als ein Finger und steckte in einem gleichfalls grünen Leuchter. «Das ist mein Leuchter gewesen, als ich noch klein war», sagte Großmutter, «schau, wie hübsch er ist. Grün ist die Farbe der Hoffnung! Ich nahm ihn mit mir, wenn ich schlafen ging, denn damals gab es noch kein elektrisches Licht.» Und dann fügte sie noch hinzu: «Aber damals durfte das Licht gehen, wohin es nur wollte.»

«Wohin ging es, Großmutter?»

«In der Weihnachtsnacht ging es sicherlich das Jesuskind anbeten.»

Auf dem Heimweg überholte die Finsternis Hans und den Vater. Es gab keinen Schnee. Die Wolken zerteilten sich, ein leichter Frost sank auf die Erde herab, und alle Sterne begannen zu strahlen. Besonders der eine auf der linken Seite des Himmels glitzerte seltsam. Man mochte noch so weit gehen, immer einen Fuß vor dem andern, man kam wohl an Häusern und Bäumen vorüber, aber den Stern ließ man niemals zurück.

Im Eisenbahnwagen brannte ganz matt ein trübseliges Licht, eingefangen in einer Röhre aus schwarzem Eisen. Im Abteil, dessen Fenster dicht verhangen waren, konnte es sich nur spärlich verbreiten.

«Was für ein armseliges Lichtstümpfchen —», brummte der Vater.

Aber dann welche Freude, wieder daheim und bei der Mutter zu sein!

Sie bewunderte die Geschenke: «Ja, das stimmt», sagte sie, «früher hatte ein jeder von uns zum Schlafengehen seinen eigenen Leuchter.»

«Mutter, ich möchte heute abend, wenn ich zu Bett gehe, meine kleine Kerze anzünden, und du drehst das elektrische Licht nicht auf . . .»

«Einverstanden», sagte die Mutter, «du wirst bei Kerzenlicht schlafengehen.»

Nach dem Abendessen erzählte die Mutter eine Geschichte, und Hans glaubte, alles vor Augen zu sehen: das Jesuskind, die allerseligste Jungfrau, den heiligen Joseph und den Stern, der seine Strahlen über dem Stall von Bethlehem ausgoß.

«Großmutter sagt, daß auch das Licht nach Bethlehem pilgert.»

«Ja gewiß, da doch an diesem Tag das Licht von allem Licht dort zur Welt kommt», gab die Mutter zur Antwort.

Die Kleinen schliefen mit den Eltern in einer Stube, aber Hans bewohnte eine eigene Kammer im Zwischenstock. An diesem Abend also betrat er seine Schlafkammer beim Schein seiner winzig grünen Kerze. Was war das doch für ein sanftes Lichtlein! Im Gang schwankte und zuckte es ein wenig, als ängstigte es sich im Dunkeln, und rund um den Docht sah man ein kleines Oval, bläulich und durchsichtig: die Seele der Flamme.

Der kleine Junge stellte den Kerzenleuchter auf den Tisch, ging ans Fenster und schob den Vorhang ein wenig beiseite, um in die Nacht hinauszuschauen. Da blickte ihn aus Himmelshöhen ein großer Stern an, der über einem Hause am anderen Ende des Hofes stand.

Und Hans empfand Mitleid mit dem Licht, das in den Häusern eingeschlossen war und die Sterne nicht mehr sah. Er blickte nach der kleinen Kerzenflamme hin, die nicht mehr zum Licht von allem Lichte nach Bethlehem wandern durfte, und beschloß rasch, ihr die Freiheit zu schenken, sie fliegen zu lassen wie einen gefangenen Vogel.

Er schob den Vorhang noch ein Stückchen beiseite, ergriff den Kerzenleuchter, öffnete das Fenster und bot mit furchtsamer Hand das kleine Licht dem großen Sterne dar. Sogleich schwankte die Flamme, sie schien sich von der Kerze zu lösen, ein fröhlicher Hauch streifte die Wange des Kindes . . . und Hans fand sich im Dunkeln. Das Licht war davongeflogen, in den weiten Himmel hinaus.

Hans drehte das elektrische Licht auf, nachdem er das Fenster wieder gut verschlossen und den Vorhang zugezogen hatte, und als die Mutter kam, um ihm den Gutenachtkuß zu geben, sagte er ihr, die Kerze sei ausgelöscht, denn ihm war, als gäbe es ein kleines Geheimnis zwischen der Flamme und ihm. *Fortsetzung Seite 39*

Früher Schnee auf der Alp. Photo Rudolf

Nun, da wir miterlebt haben, wie Hans einem kleinen Licht die Freiheit wiederschenkte, müssen wir die Geschichte des Windes erfahren, der die Flamme gepflückt und in die weite Ferne entführt hat.

Die Gelehrten versichern uns, daß die kalten Winde und Luftströmungen vom Norden her kommen und die lauen Lüfte aus dem Süden stammen.

Der Luftstrom nun, von dem hier die Rede ist, nannte sich Septentrion. Er stammte aus einer berühmten Windschule in einer Gebirgsenge von Grönland. Tag und Nacht spielen in diesem Land eine recht verworrene Rolle; Morgen- und Abenddämmerung erscheinen nicht regelmäßig alle 24 Stunden wie bei uns, deshalb nehmen zur Zeit, da es so lange Nacht ist, magnetische Strahlungen die Stelle von Morgen- und Abenddämmerung ein. Man nennt sie Aurora borealis, und bei ihrem Scheine und bei jenem der Sterne bildet man die widerstandsfähigsten kalten Luftströme aus. Man lehrt sie, die Klüfte leichten Fußes zu überspringen, zwischen den Eisnadeln summend umherzusausen und in der Luft dahinzuschweben auf dem gefrorenen Strahl eines Sternes. Eisbären verfolgen häufig mit den Augen das Wehen des Windes, und dort, wo die Gebirgsenge das Meer berührt, schnuppern Seehunde, die am Strand hingelagert sind, in die Luft und bewegen mit Wohlgenuß Nase und Schnurrbart, um den eisigen Duft zu spüren, den der Luftstrom im Vorbeisausen zurückläßt.

Hatten die kleinen Winde brav gearbeitet, so erzählte ihr Lehrmeister ihnen Geschichten: «Wenn ihr einmal losziehen werdet nach dem Süden», sagte er, «werdet ihr Dinge zu sehen bekommen, von denen ihr heute noch keine Ahnung habt. So werdet ihr zum Beispiel gewaltige Haufen erblicken, die ihr für schmutzige Eiszapfen halten werdet . . . das sind Häuser. Und in all diesen Häusern wohnen Wesen, deren Gesicht den Seehunden ähnelt und die auf den Hinterfüßen gehen wie Bären. Sie besitzen aber zwei Dinge, die noch viel erstaunlicher sind als ihre Häuser, und das sind Licht und Feuer. Das Licht ähnelt einem ständigen Nordlicht, aber anstatt vom Himmel herabzusteigen, wohnt es in jenen Gebäuden, die man Häuser nennt. Es bewegt und verteilt sich darin, und es ist ein so mächtiges Licht, daß die Sterne vor ihm verblassen. Auch hüten die Menschen in jedem Haus ein wenig Feuer: das ist wie aufgespeicherte Sonne, denn die Menschen lieben nicht das Eis . . .»

Solche Erzählungen entzückten das Kind Septentrion. Es hatte Lust, sogleich davonzufliegen.

«Herr Lehrer», sagte es eines Tages, «ich will fort, um die Städte der Menschen zu sehen.»

Aber der Alte erwiderte: «Warte noch ein wenig; du hast wunderbare Anlagen, um zu einem großen Sturmwind zu werden. Seht mir diese Flügel an und diesen fröhlichen Atem, duftend von Kälte! Warte noch, der Beruf eines Sturmwinds ist schön! Das Meer aufwühlen, Bäume entwurzeln, sogar Städte erzittern machen! Du bist heute noch zu klein: kaum daß du noch fähig wärst, den Rauch eines Schornsteins zu pflücken oder ihn ins Haus zurückzudrängen!»

«Was ist denn das: der Rauch eines Schornsteins?»

«Eine kleine Wolke, die mit einem Flügel an der Spitze eines Hauses festgemacht ist.»

Septentrion schwieg. Aber es kribbelte wie Ameisen in seinen Flügeln, und er suchte immerzu nach einer Möglichkeit, sich aufzumachen nach dem Süden. Bald war — natürlich mit Ausnahme des alten Lehrers — ein jeder auf dem laufenden über seine Pläne. Eines Morgens, als das Nordlicht eben aufging, fühlte er sich von einem angenehmen Gekitzel geweckt und erblickte eine Wolke, bedeckt von Reif wie mit einem Federkleid und wie ein Eisvogel anzusehen: «Komm!» sagte die Wolke zu ihm, «ich fliege nach dem Süden und nehme dich mit.»

Und bald erreichten sie das Land, wo die Sonne alle Tage aufgeht.

«Willst du hier absteigen?» fragte die Wolke.

«Nein, ich steige erst dort ab, wo ich das Licht der Menschen erblicke, vor dem die Sterne verblassen.»

Da setzte die Wolke ihre Reise fort. Eines Tages erblickte Septentrion Dinge, die er als Häuser erkannte, und Wesen mit dem Gesicht von Seehunden und dem Gang von Bären.

«Sind das Menschen?» fragte Septentrion, und er zögerte, denn es war Nacht und er sah kein Licht . . .

«Das weiß ich nicht», erwiderte der Wolkenvogel, «mir liegt nur daran, das blaue und warme Meer zu erreichen und mich darin zu baden.»

Auf diese Weise kamen sie genau über der Stadt des kleinen Hans an. Wie ihr euch erinnern werdet, zerteilten sich die Wolken in dem Augenblick, als dieser mit seinem Vater den Bahnhof erreichte. Gerade da ließ die Wolke Septentrion los, und er fiel auf die Dächer und Schornsteine herab.

«Holla!» rief er aus, «diese Stadt besitzt ja kein Licht! Mein Lehrmeister hat mich betrogen . . . Ein Glück, daß ich beim Sternenlicht sehen kann. Das also sind ihre berühmten Häuser und deren Rauch . . .»

In der Tat zuckten auf der Spitze einiger Schornsteine kleine, an einem Flügel zurückgehaltene Wölkchen. Septentrion unterhielt sich damit, sie anzublasen. Die Wölkchen duckten sich ganz flach, wie Katzen, wenn er sie berührte und schnellten wieder empor, sobald er sich entfernte. Er merkte mit Aerger, daß es ihm tatsächlich nicht einmal gelang, sie in ihre Behausungen zurückzustoßen. Daraufhin eräugte er einen rauchlosen Schornstein, nahm einen Anlauf und warf sich Kopf voran in die gähnende Oeffnung, ließ sich stürmisch hinabfallen, begegnete einem Knie und weiter unten einem engen Hohlraum, in dem er ein angenehmes Gebrumm hören ließ. Er drehte sich zwei-, dreimal im Kreis, stieg dann mit einem Flügelschlag empor und fand sich wieder auf dem Dach.

Welch fröhliches Spiel für den flinken Windbuben! Er wiederholte seinen Kopfsprung zehnmal, zwanzigmal, und sein Gepfeife unterhielt ihn dermaßen, daß er die ganze Nacht so weitergemacht hätte, wenn nicht . . .

Aber nun ist es an der Zeit, daß wir zum nächsten Kapitel unserer Geschichte übergehen.

In dem Hause, das der kleine Hans im Hintergrund des Hofes sah, wohnte eine alte Dame, die Witwe war und deren Kinder in weiter Ferne lebten. Sie war nicht arm, aber auch nicht sehr reich, und es fehlte ihr völlig an Kohle, die sich damals genau so verbarg wie das weiße Brot. Traurig blickte sie ihren hübschen Kachelofen an, der kalt, dunkel und unnütz in seinem Winkel stand. Die gute Wärme von einst, wo war sie hingeraten? Ab jenem Abend nun legte sie sich einen Schal um die Schultern, stellte ihre Füße auf eine Wärmeflasche und versuchte sich zumindest das Herz zu erwärmen, indem sie den Brief eines ihrer Enkelkinder las.

«Ich hab' dich lieb, Großmama», schrieb die Aelteste, «und ich schicke dir einen Kuß, damit du ein frohes Weihnachtsfest hast. Ich hoffe, daß wir dich bald werden besuchen können. Inzwischen wollen wir uns heute abend die Sterne ansehen. Papa sagt, wenn du sie auch ansiehst, werden sie dich von uns grüßen. Deine kleine Christine.»

Inzwischen summte Septentrion im Kamin. Erst gab die alte Dame nicht darauf acht, aber schließlich wurde sie ungeduldig, ergriff eine Zeitung, machte einen Knäuel und verstopfte damit das Ofenrohr. Als nun Septentrion seinen Sprung wiederholte, stieß er mit dem Kopf gegen dieses unerwartete Hindernis, prallte, verärgert und ein wenig verbeult, zurück und landete wieder auf dem Dach, wo er seine von diesem Abenteuer ganz zerzausten Windflügel glättete.

Indessen löschte die alte Dame, gerührt vom Briefchen ihrer Enkelin, ihre Lampe und öffnete den Vorhang, um, wie Christine sie gebeten hatte, die Sterne anzusehen.

Wintersonne auf Landavenca im Calancatal. Photo Ernst Brunner

Wir müssen uns gut vergegenwärtigen, wie das alles geschah: am Himmel die Sterne; das Kind Septentrion auf dem Dache hokkend; die alte Dame an ihrem Fenster, und Hans, das seine eben öffnend, in der Hand die grüne Kerze.

«Ein Licht! Ein Licht!» rief Septentrion, und er stürzte auf die Kerze zu wie ein Kind auf einen Schmetterling.

«Oh!» dachte die alte Dame, «dieser kleine Junge ist recht unvorsichtig mit seiner Kerze beim Fenster, wo doch Gefahren umherschleichen!»

Ein Licht mag wohl vor den Augen aller erlöschen, und man meint, es sei tot, aber die Flamme der kleinen grünen Kerze war nicht tot, da sie ja eine Seele besaß; die Seele aber stirbt niemals.

Septentrion nahm sie in die rechte Hand und flog damit fort.

«Wer bist du?» fragte die kleine Flamme.

«Ein Kind des Windes. Ich spiele auf den Dächern und in den Rauchfängen. Aber wo sind deine Geschwister?»

«Das Licht ist gefangen in den Häusern der Menschen. Ich selber hätte niemals den weiten Himmel kennengelernt, wenn nicht ein kleiner Junge Mitleid mit mir gehabt hätte.»

«Gefangen? Ich habe einmal einen Seehund gesehen, der zwischen zwei Eisblöcken gefangen war, und . . .»

Aber die Flamme achtete nicht mehr auf ihn, denn sie hörte sich gerufen vom großen Stern von Bethlehem:

«Komm!» sang der Stern, «komm, das Jesuskind anbeten, das Licht vom Lichte!»

«Laß mich los», sagte daraufhin die kleine Flamme zum Wind, der sie davontrug, «laß mich, ich muß dem Stern folgen!»

«Wohin willst du gehen?»

«Die Jungfrau grüßen und das Jesuskind anbeten, die diese Welt regieren.»

«Gebieten sie auch über Sturm und Wind?»

«Kein Lufthauch regt sich ohne ihre Erlaubnis.»

«Dann begleite ich dich», rief Septentrion aus.

Die beiden machten sich auf die Reise. Es war ein langer Weg, aber die Gefahren der Erde und der Luft waren wider sie machtlos, so, wie sie machtlos sind wider Gebete und gute Gedanken, die in der Weihnachtsnacht gen Bethlehem ziehen.

Aber Septentrion hielt sich unterwegs gerne auf. Es war alles so schön! Radiowellen trugen gleich einem unendlichen Meer Fluten von Musik dem Stall von Bethlehem zu. Was gab es da für alte Weihnachtslieder in allen Sprachen der Erde und Choräle und großartige Harmonien! Kindliche Gebete kreisten durch die himmlischen Gefilde mit sanftem Geraune gleich großen Lämmerherden. Und sehnsüchtiges Flehen trauernder Frauen und die Gedanken der Männer . . . In endloser Folge zog alles vorüber. Aber selbst in dieser Zeit, die erfüllt war mit Gefahren, mit Haß und Tod, wandten sich die Herzen in dieser einen Nacht — und wäre es nur für einen Augenblick — der Weihnacht zu.

Das Licht jedoch, das in anderen Jahren gleich einer riesigen schimmernden Fläche den Weg nach Bethlehem bestrahlte, wie Sonne die Felder im Mai, das Licht fehlte doch ganz, denn es war ja gefangen. Bloß hie und da ließ sich ein hurtiger kleiner Lichtstrahl blicken, der aus irgendeinem Hause entflohen war. So fanden auch die kleine Flamme und ihr Gefährte große Beachtung: «Ein Licht, von einem Windhauch getragen», flüsterte man, «sollte das ein gutes Zeichen sein?»

Und in der Tat funkelte die Flamme gleich einer Hoffnung, dahingetragen von ihrem leichtfüßigen und launigen Freund, und erfreute die verschiedenartigsten Gruppen von Wanderern auf dem Weg.

Die Menge aber im Gefolge des Weihnachtssternes nahm ständig zu, denn aus jedem Haus machten sich Weihnachtsgedanken auf den Weg. Oft verworren, verzweifelt, unsicher wie Seelen in Not, tasteten sie dahin, liefen wohl auch in die Irre, aber dann schlossen sie sich doch anderen Suchenden an, und in dem Maße, als sie zahlreicher wurden, klärten sie sich auch, und bald wurden Worte, die erst nur wie ein Murmeln des Windes im Walde, wie Wassergeplätscher oder Regengetropfe geklungen hatten, deutlich und klar: «Ich will meinen Nächsten nicht mehr hassen . . .» oder «Verzeihe mir, wenn ich dir weh getan habe . . .»

Man hatte den freien Himmel erreicht, weit über der Region der Radiowellen . . . Endlich, am Wendepunkt der Himmelsferne, dort, wo sich die Wege kreuzen zum Paradies und zur Erde, da begegneten die Scharen der zur Weihnacht hin Wandernden jenen anderen Scharen, die abwärts stiegen. Und obgleich es Nacht war, sah man sehr klar, denn der Weihnachtsstern gewann ständig an Kraft und an Helle.

Die Scharen vom Himmel bestanden einzig aus Engeln, und nun begannen sie hellauf zu singen: «Friede den Menschen, die guten Willens sind!»

Bei diesen Worten brauste ein ungeheures Aufschluchzen dahin wie eine Flut ohne Ende, wuchs an, überschlug sich und hob sich empor zur Mutter und zum göttlichen Kind, die sich herniederbeugten, die Arme weit aufgetan, um aufzunehmen alles menschliche Leid.

Dieser unsagbare Ansturm hatte alles vermischt, alles mit emporgerissen: Flamme und Windhauch, Lächeln und Tränen, Flehen und Sehnsucht und gute Gedanken, und alles, alles fand Aufnahme in der großen Gebärde des Erbarmens.

Berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Rosemarie von Janko

MADRIGALETTO / KLEINES MADRIGAL

Già chiusa era la casa, già la gioia
d'andar lontano mi raggiava in viso,
quando mi volsi e vidi . . . il tuo sorriso:
rimasi e rimarrò fino ch'io muoia.

Giuseppe Zoppi

Schon war das Haus verschlossen, schon umlohte
die Wanderlust mein Antlitz, froh und kühn;
da wandt' ich mich und sah . . . dein Lächeln blühn,
und blieb und werde bleiben bis zum Tode.

Deutsch von Hanneliese Hinderberger

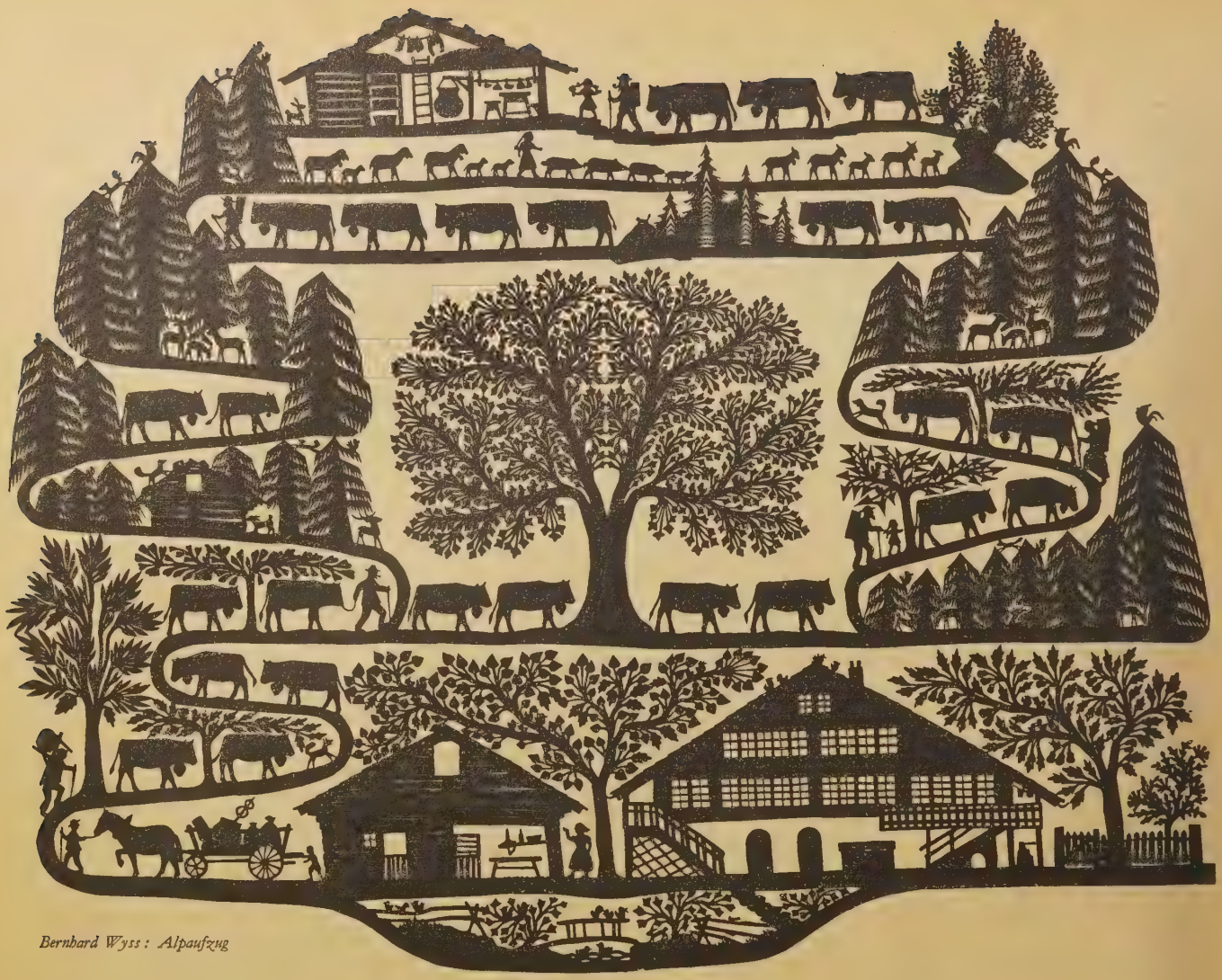
HERMANN-ALFRED SIGG: *Bei Taormina auf Sizilien, 1950.* 65 × 92 cm

SCHERENSCHNITTE

«Bitte, zeig uns nun auch noch den Scherenschnitt», bettelten wir Kinder, wenn unser Vater am Sonntagmorgen, vor dem Sekretär sitzend, in seinen alten Sammlungen kramte. Bewundernd hielten wir den Atem an, sobald die vergilbten Deckblätter das zarte, durchbrochene Gebilde freigaben. Unser Vater erinnerte sich noch genau, wie im Jahre 1890 ein Mann an ihrer Haustüre anklopfte, der einem Kasten Schere und Papier entnahm und nun vor den Augen der staunenden Kinder mit Windeseile ein hübsches Rankenwerk mit einem Pferdchen ausschnitt, und wie sie die Mutter bestürmten, das kleine Kunstwerklein doch für ein paar Batzen zu erstehen. Dieser Mann war wohl ein letzter Vertreter der herumziehenden Scherenschneider gewesen, deren Arbeiten mehr durch Virtuosität als durch künstlerisches Empfinden gekennzeichnet waren, das Endstadium einer verflossenen Epoche. Die Blütezeit erlebte der Scherenschnitt im Biedermeier. Beschaulichkeit, Freude am traulichen Heim und an der Verschönerung aller Familienfeste begünstigten diese schwarze Kunst besonders. Dementsprechend waren auch die beliebtesten Motive: häusliche Szenen, Geburtstagsgratulanten oder intime kleine Landschaftsausschnitte. Von Frankreich her kam gleichzeitig die Silhouette, eine Erfindung des französischen Sparministers E. de Silhouette (1709–1767), die den hohen Herrschaften als Ersatz für die teuren Miniaturporträts empfohlen wurde. Auch Voltaire ließ sich von seinem Freund Jean Huber aus Genf in allen möglichen Stellungen nachschneiden.

Als sogar Lavater Anno 1775 seine «Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe» durch Silhouetten illustrierte und sich auch Goethe damit befaßte, da war die Kunst der Schere hohe Mode geworden, und in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bestand in Biel sogar eine Silhouettenschule für Damen. Bald darauf begann die Verflachung. Wie ein munteres Heckenröschen im Versteck blühte aber die Volkskunst weiter und zeitigte schöne Früchte. Es war in einigen Alpentälern Sitte, daß sich die Verlobten gegenseitig Gedenkblätter mit blumenumrankten Herzen schenkten. Diese «Liebesbriefe» wurden oft auf Bestellung angefertigt und mit passenden Sprüchen beschrieben, zum Beispiel:

«MEIN HERTZ BRENNT IN LIEBESGLUTH,
DOCH WEISS ICH NICHT, WAS DEINES THUT.»



Bernhard Wyss: Alpaufzug

Der Meister des bäuerlichen Scherenschnitts ist J. J. Hauswirth, 1808—1871, ein scheuer Mann von ungeschlachtem Körperbau, der als Köhler und Holzhacker in der Wildnis der Gorges du Pissot (Pays d'Enhaut) lebte und sich abseits von der Welt, die ihn verspottet hatte, eine eigene aus Papier schuf. Er liebte die volkstümliche Darstellung von Alpaufzügen und Gemsjagden, und seine Blätter überraschen nicht nur durch ihre unglaubliche Zierlichkeit (mußte er doch die Schere mit Drähten an seinen klobigen Fingern befestigen), sondern vor allem durch die Einheit der persönlichen Gestaltung. Das Naturalistische tritt zurück gegenüber dem persönlichen Stil. Ja, die Schere hat überhaupt ihre eigene Art, Formen nebeneinander in die Bildebene zu legen. Sie kennt weder Perspektive noch Raumtiefe. Der klare Umriß ist ihre einzige Ausdrucksmöglichkeit. Wir wollen uns einmal mit Muße diesem feinen, reichen Formenspiel zuwenden — oder fehlt es uns an Zeit für diese feiertägliche Beschaulichkeit? Wohl eher an Geduld! Papier und Schere haben wir immer noch, und Glückwünsche zu Familienfesten sind stets willkommen. Heute streben wir nicht mehr eine akrobatische Naturähnlichkeit an, sondern eine ornamentale Schönheit, wie sie sich aus der geschnittenen Form ergibt. Das uralte Motiv des Lebensbaumes mag wieder aufblühen zur Beglückwünschung des Stammhalters oder als fröhliche Zier eines Familienwappens.

GERTRUD WYSS-TRACHSEL

Die drei größeren Scherenschnitte auf Seite 43 stammen von Amélie Mons-Im Hof, die kleineren auf den Seiten 43 und 44 von Louis Saugy

ALLERLEI ERINNERUNGEN

Von alt Regierungsrat Dr. OSCAR WETTSTEIN

Wenn einer, dem bald 85 Jahre über das Haupt gegangen sind, Lebenserinnerungen schreiben soll, so wird er, auch bei brennendster Liebe zur absoluten Richtigkeit, Wahrheit und Dichtung nicht immer streng auseinanderhalten können.

Meine ältesten Erinnerungen gehen auf die Zeit zurück, da im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 eine französische Armee von etwa 90 000 Mann unter dem General Bourbaki über die Grenze in die Schweiz gedrängt wurde. Ein größerer Teil fand Unterkunft in der Kaserne und in Schulhäusern der Stadt Zürich. Dafür zu sorgen, war die Aufgabe des Polizeivorstandes der Stadt, der damals den voller klingenden Namen «Polizeipräsident» führte. Dieses Amt lag in den Händen meines Vaters, der, nachdem die 67er Verfassung den «Niedergelassenen» neben den Stadtbürgern einen Sitz im Stadtrat eingeräumt hatte, als ihr Vertreter gewählt worden war. Das Kriegsfieber jener Zeit machte selbst vor der jüngsten Generation, vor den Fünf- und Sechsjährigen, nicht halt: das Reblaubengäßli, das von der Peterhofstatt, wo meine Wiege stand, zum Rennweg führt, war wie geschaffen zu einer Thermopylenschlacht. Bald waren es die «Rennwegler», bald sogar die Außersihler, die ins Innere der Stadt vorstoßen wollten; als Waffen dienten Teppichklopfer, Schüttsteinbürsten und ähnliche, heimlich entwendete schlagkräftige Instrumente. Der Schlacht machte ein Polizist ein jähes Ende; mit der respektlosen Bemerkung: «Da hämmer emal so es paar Lusbuebe», packte er einige am Kragen und schob sie die Schlüsselgasse hinunter dem Stadthaus im alten «Kratzquartier» zu, wo er sie in ein Büro hineinschob mit dem Ausdruck sichtlicher Befriedigung: «So, Herr Polizeipräsident, da hämmer emal eso es paar Lusbuebe!» Als ich aufblickte, stand ich vor meinem Vater. «Vo de beide Größere schrybet Sie d'Näme uf, mit em chlinere rächne ich sälber ab.» Die Abrechnung spürte ich noch längere Zeit auf der Hinterseite meines Lebens.

Meine Ferien verlebte ich meistens in Stammheim, der Heimat meiner Mutter, wo ich ein sehr ungebundenes Ferienleben führte, das mir aus großmütterlichem Munde manches überzeugte «Du bischt en Wüescht» eintrug.

Zehn Jahre später: die Familie war, nachdem mein Vater die Leitung der Hypothekarbank Winterthur übernommen, dorthin übergesiedelt, wo sie im «Wiesengrund», im Hause des Stadtpräsidenten Rudolf Geilinger, dauernd Wohnsitz nahm. Es war eine erregte Zeit; der Stadt drohte, da sie die Bürgschaft für die Nationalbahn übernommen hatte, der Konkurs aus deren Zusammenbruch. Der Zürcher Anwalt der Gläubigerschaft, Dr. Ryf (ich ahnte damals nicht, daß dereinst mein Sohn seine Enkelin heiraten werde) zog es vor, nicht zur Pfändung nach Winterthur zu kommen. Es roch nach Revolution. Da griff Privathilfe ein; Winterthurer Bürger erklärten in einer Versammlung im «Adler» die Uebernahme der Schuld durch einen Bürgschaftsverein. Der Jubel der dicht gedrängten Versammlung war unbeschreiblich. Sein alter Bürgersinn hatte Winterthur vor dem Konkurse gerettet.

Auch die Jugend nahm lebhaften Anteil an diesen Ereignissen. Damals bestand in Winterthur schon die Gymnasiastenverbindung «Vitodurania», der u. a. Dr. med. Heinrich Staub (Zürich), Dr. Rud. Ernst (Bankgesellschaft) und Dr. Karl Biedermann (Bern) angehört haben. Wir trugen Farben, blauweiße Mützen und Bänder. Mit jugendlichem Eifer wurde in diesen Kreisen politisiert. Ich redigierte mein erstes Blatt, das «Gärtli», humoristisch-satirischen Inhalts, und daneben ein sachliches Vereinsblatt. Als die Nationalbahnkrisis die wirtschaftliche Existenz Winterthurs ernstlich bedrohte, zogen wir in corpore auf den Bahnhof, um den Zürcher Anwalt zu verhindern, unsere geliebte Stadt zu pfänden. Glücklicherweise war Ryf gewarnt worden, er kam nicht.

Nach wohlbestandener Maturität unter Rektor Welti, dem Bruder Bundesrat Weltis, siedelte ich nach Zürich an die Universität über und fand Quartier bei Bezirksrat Schnurrenberger in Unterstraß im «Schlößli» an der alten Beckenhofstraße. Die monatliche Pension betrug für Kost und Logis 85 Franken, dabei war aber alles inbegriffen, auch der Wein und die Wäsche! Mit mir wohnte dort mein Leibbursch von der «Vitodurania» her, Herman Siegrist, der mehr aus ökonomischen als aus Herzensgründen Theologie studierte, aber vor Uebernahme einer Pfarrei starb. Das Turnen übten wir ohne übermäßige Leidenschaft; der aktiven Teilnahme an eidgenössischen und kantonalen Turnfesten enthielten wir uns selbstlos, um keinem den Siegerpreis streitig zu machen. Der «Katerbummel» nach dem Semesterkommers war Entschädigung. Er führte uns nach Uster und wurde als Bauernhochzeit gestaltet; mein Leibbursch Siegrist war der Bräutigam, ich, damals von zarter Gestalt und gänzlich bartlos, die Braut in Wehntaler Tracht. Meine Erscheinung wirkte so, daß ein Bauernbursche mir einen ernsthaften Heiratsantrag machte und über die Ablehnung tiefbetrübt war. Zum Abschlusse der Fahrt ließen wir uns in Zürich unter lebhaftem Beifall des Publikums in Dienstmännerkarren zu unserm Stammlokal im «Predigerhof» fahren; die Bahnhofstraße war damals noch autofrei.

Zu meinen Kommilitonen und engsten Freunden gehörten Hans Nägeli, der spätere Stadtpräsident, Hans Kern, der spätere Stadtrat und Heinrich Mousson, der spätere Regierungsrat. Mit den beiden ersteren bildete ich das «Triumvirat», von dem es in der demokratischen Partei hieß: «De Wettstei, Kern und Nägeli, die füered eusers Wägeli.» Mit Mousson wirkte ich schon in der «Gfätterlischuel» im «Kratz» und hatte ihn später als Militärkameraden, noch später als lieben Kollegen neben mir. Die engste Freundschaft verband mich in meiner Jugendzeit mit Herman Siegrist; wir führten auf langen Spaziergängen am Zürichberg tiefschürfende philosophische Gespräche. Sein Tod war neben dem meiner Mutter der schmerzlichste Verlust, den ich erlitten.

Eine Entschädigung, die ich heute noch hoch schätze, bot mir die Annäherung an die beiden Zürcher Dichter Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer; jenen, der mein Lieblingsdichter geblieben ist, bewunderte ich par distance auf der «Meise», dem alten Zunftlokal, mit diesem führte mich in den Sommerferien 1883 ein gütiges Geschick in Parpan zusammen, wo ich von ihm auf Wanderungen wertvolle Gedanken und Erinnerungen empfangen habe.

Zur Ergänzung meiner juristischen Studien und zur Vervollständigung meiner Sprachkenntnisse verbrachte ich ein Semester

in Montpellier, dessen juristische Fakultät guten Ruf besaß, und das einen besondern Reiz in dem benachbarten Meerbad Palavas aufwies. Es folgten Semester in Straßburg und Leipzig und abschließend das juristische Doktorexamen in Erlangen, das ich mit 23 Jahren nach dem Urteil der Professoren «mit Auszeichnung» bestand. Wir waren in der Prüfung unser zwei; der andere, ein Freiherr v. Gebsattel, wäre durchgefallen, wenn nicht, nach der Bemerkung eines Professors, die Examinatoren sich gescheut hätten, 50 Prozent der Prüflinge durchfallen zu lassen.

Bald darauf stand ich, nach einem Zerwürfnis mit meinem Vater, jung verheiratet, mit 23 Jahren in Berlin. Im Rechtsanwaltsbüro von Dr. Steinschneider fand ich Anstellung mit einem Anfangsgehalt von 100 Mark, das aber rasch bis auf 180 Mark erhöht wurde. Zudem entdeckte Steinschneider in mir journalistische Fähigkeiten; auf seine Empfehlung wurde ich Parlamentsberichterstatter der «Deutschen Warte», der kurzlebigen Gründung des freigeistigen Freiherrn v. Studnitz. Dann trat ich in das Büro der Parlamentsberichterstattung für die «Nationalzeitung» ein, dessen Leiter, Redaktor Nagelschmied, als preußischer Monarchist eine natürliche Abneigung gegen die schweizerische Demokratie hatte. Als er einmal im Disput drohte, Preußen werde die Schweiz auch noch fressen, bemerkte ich höflich: «Fressen könnt ihr uns schon, aber nicht verdauen.»

Es war eine ereignisreiche Zeit; der Konflikt zwischen dem jungen selbstbewußten Kaiser Wilhelm II. und dem allmächtig gewordenen Reichskanzler Bismarck erschütterte das Reichsgefüge. Und ungewöhnlich seltsam war dabei der Kontrast zwischen der gewaltigen persönlichen Erscheinung des Kanzlers und seiner hohen und ziemlich schwachen Stimme, die freilich durchdrang bei der lautlosen Stille, in der sie angehört wurde. Bismarcks Nachfolger Caprivi, 1890—1895 Reichskanzler, zeichnete sich durch nüchterne, sachliche Amtsführung aus. Sein Nachfolger war der von Gestalt kleine, fast zarte, in der Gangart wie in der Politik äußerst vorsichtige Fürst Hohenlohe, dessen Eintritt in den Reichstagssaal ein Berichterstatter mit der Bemerkung begleitete: «Der Herr Reichskanzler beschleicht den Saal.»

Persönliche Beziehungen verschafften mir die Bekanntschaft mit dem damaligen Chef der Fremdenpolizei, Polizeirat Feder, dessen Frau, Cläre Schubert-Feder, in Zürich studiert hatte und mit mir damals und später freundliche Beziehungen unterhielt. Ihr Gatte teilte ihre Sympathie für die Schweiz; er hat, wenn die preußische Polizei Schweizer unnötig belästigte, manchen von ihnen, darunter auch mich, geschützt. Manche interessante Nachricht, die in den deutschen Redaktionen stecken blieb, ist durch schweizerische Zeitungen, natürlich ohne Verfassernamen, an die Oeffentlichkeit gelangt. Dazu gehörten auch die mehr oder weniger freiwilligen Darlehen großer Firmen, wie Stumm und Krupp, an den Staat.

Freundliche Warnungen, darunter eine höchst persönliche und überaus herzliche durch Feder selbst, ließen mich 1895 schließen, daß meine journalistischen Beziehungen zur Schweiz nicht unbekannt geblieben seien. Ich entschloß mich in diesem Jahre deshalb gern, dem Rufe Reinhold Rüeggs, des Leiters der «Züricher Post», für die ich regelmäßig unter Deckadresse Berichte geschrieben hatte, nach Zürich zu folgen. Meine letzte literarische Tat der Berliner Zeit war die Schaffung eines «Kochbuches für Junggesellen», von meiner Frau respektlos «Kochbuch für Säuglinge» genannt. Es fand reißenden Absatz und trug mir ein ansehnliches Honorar ein.

*

Zwei Jahre nach meinem Eintritt in die Redaktion der «Züricher Post» erlebte ich den Nordostbahnstreik, den die intransigente Haltung der damaligen Nordostbahngrößen unter Guyer-Zeller provoziert hatte. Streikgeneral war Dr. Sourbeck, unterstützt von der öffentlichen Meinung, die den NOB-(Nobel)Herren unverhüllte Antipathie widmete. In den stürmischen Versammlungen im alten Schützenhaus nahm ich leitenden Anteil an den Verhandlungen, die unter bundesrätlicher Mitwirkung zu einer Verständigung führten, die allerdings das Personal nicht befriedigte und Sourbeck nötigte, sich energisch zu verteidigen. Er war von da an ein stiller Mann. Der «Züripost» brachte ihre Haltung eine starke Anhängerschaft im Personal der öffentlichen Dienste ein.

Ein Beweis der kameradschaftlichen Gesinnung war, daß man mich, damit ich die Redaktion mit dem Berichte beizeiten erreichte, über die Köpfe der dicht gedrängten Versammlung hinweg an die Türe beförderte.

*

Sechs Jahre später (1903) verursachten Artikel in der «Züricher Post» eine weitere starke politische Bewegung. Unter dem Titel «Hydra» erschienen über die damaligen Zustände im Militärdepartement und in der Armeeleitung Enthüllungen ohne Urhebernennung, die auf eine tiefgehende Zersetzung des Pflicht- und Verantwortungsbewußtseins leitender militärischer Persönlichkeiten schließen ließen. Ein langwieriger Schwurgerichtsprozeß gegen mich als den verantwortlichen Redaktor endete mit einer Teilverurteilung, indem statt Verleumdung unjuristisch Beschimpfung angenommen wurde. In der Folge mußten die angegriffenen Militärpersonen unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und der im Prozesse gewonnenen Ueberzeugung, daß schwere Mißstände in der Militärverwaltung bestünden, ihren Abschied nehmen. Eine von Freunden organisierte Sammlung ergab nicht nur die volle Prozeßkostendeckung, sondern ermöglichte darüber hinaus noch einen Erholungsaufenthalt des Verurteilten im Tessin. Heute, nachdem Urteil und Strafe längst verjährt sind, weiß man aus den Lebenserinnerungen von Oberst Emil Richard in Gersau, daß er der Verfasser der Hydra-Artikel in der «Züricher Post» war. Stil und Inhalt schon lassen einen ungewöhnlich begabten und kenntnisreichen Autor erkennen. Die Lektüre seiner Schriften ist formell und inhaltlich ein besonderer Genuß.

*

Wenige Gegenden der Stadt Zürich haben so völlige Umwandlungen erfahren wie die am Obern und Untern Mühlesteg. Der untere ist heute ganz verschwunden, am obern steht nur noch das neuerdings auch baufällig gewordene Gebäude des städtischen Elektrizitätswerkes gegenüber der bei den Umbauten eingestürzten Quaimauer. Im Haus Nr. 10 befand sich die Druckerei und Redaktion der «Züricher Post», recht bescheiden und primitiv, in Hausgemeinschaft mit der Druckerei Lehmann, die, nicht ohne mannigfache Störungen, den Druck der «Züricher Post» besorgte. Es war im wahrsten Sinne des Wortes eine windige Gegend; ich sehe Reinhold Rüegg noch lebhaft vor mir, wie er einst ohne Hut in schärfster Gangart über die Brücke auf die Redaktion zuschritt, ohne seinen alten, breitkrempigen Demokratenhut. Diesen sah ich den Fluß hinunterschwimmen, packte die Rettungsstange an der Brücke, erwischte den Hut und überreichte ihn stolz auf der Redaktion seinem Eigentümer. Sein Erstaunen war so groß wie seine Freude.

«Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze», sagt der Dichter. Das gilt noch mehr für den Feuilletonisten, mag er auch so geistvoll sein wie Reinhold Rüegg, dessen Plaudereien mit ihrem klassisch-feinen Humor und gepflegten Stil über die Landesgrenzen hinaus bekannt und geschätzt waren. Viele Jahre pflegten unser drei, Reinhold Rüegg, Jakob Schurter, der Lokalredaktor, oder wie ihn Rüeggs Witz bezeichnete, der «Lokalauer», und ich als Tageshistoriker in wechselnder Einigkeit den Inhalt der Zeitung. Sie starb später an geistiger Entkräftung im neuen Jahrhundert. * *

MEISTER DES MARIENLEBENS *(tätig zwischen 1450 und 1480): Geburt Mariä. 85×109 cm.* *Alte Pinakothek München. Photo Hinz*

FRAUENBILDNISSE AUS FÜNF JAHRHUNDERTEN

Diese sieben Frauenbildnisse sind alle von *Männern* gemalt worden, und alle sind sie *Bilder;* das bedeutet doppelte Distanz. Der Maler stand einem Vorbild gegenüber, einem inneren Bild vielleicht, das er hinauswarf, damit es ein Gegenüber werde. Oder aber einem äußeren Bild ihm gegenüber, das er nun in *sein* Gegenüber verwandelt. Die Zweiheit bleibt, soll bleiben. Und ein Mann stand einer Frau, den Frauen gegenüber, belauschte sie in ihrer eigensten Welt. Blieb scheinbar selber fern: keines unserer Bilder zeigt ein Paar. Zufall? Nein — das Paar heißt hier in reiner Auskristallisierung: Frau und Maler. Er hat seine Gegenwart als unsichtbar Schauender und Schaffender. «Ta forme veille, et mes yeux sont ouverts.»

Da beschreibt der MEISTER DES MARIENLEBENS, ein seinem Namen nach unbekannter niederdeutscher Maler der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, eine Szene, der der Mann, wenigstens früher, streng ferngehalten wurde: eine Geburt. Sein Platz, sein Kopfkissen wird deutlich hingemalt, die heilige Anna liegt nicht in der Mitte des Bettes — er fehlt, hat zu fehlen. Anna selber ist aber auch nicht der Mittelpunkt des Bildes, sie figuriert nur als eines der zehn weiblichen Wesen, die hier einen halbkreisförmigen Reigen vor dem Beschauer zelebrieren. Genau ist das Ritual geregelt: da wird ein Tuch hingereicht, in drei Stufen erleben wir die Gebärde, das Herausnehmen, das lockere Halten, das endliche Darreichen. Wasser wird in eine Schüssel gegossen, zwei Hände tun das, eine dritte prüft die Wärme. Zwei aufrecht stehende Frauen betreuen das seelische Wohl des neugeborenen Kindes, in fürsorgendem Bedenken, mit betenden Händen, auch die Betreuung ist in zwei Rollen aufgeteilt. Das Kind wird der Mutter gegeben, sie nimmt es auf, schaut sie es aber auch an? Nein, der Blick auf das Kind ist der Darbringerin auferlegt, die Mutter scheint über das Kind hinauszublicken — und plötzlich will dem Betrachter scheinen, die so echten Kissenfalten hinter ihrem Kopfe seien noch etwas anderes als eifrige Sorge um den treu abzumalenden Schein der Welt, sie seien letzter, verdämmernder Glanz eines Heiligenscheins, den dieser schon der alltäglichen Wirklichkeit zugewandte Maler nur dem Haupt der kleinen Maria ausdrücklich zu geben wagt. Aufrecht die Betende, liegend die prophetischer Sicht Hingegebene, ganz zum Beschauer gewendet die das Wasser Prüfende — alle anderen Augenpaare sind unmittelbar auf ihr Tun gerichtet, ihre häusliche Arbeit oder aber ihre klare Bildaufgabe. Denn da ist die Oeffnung des Halbkreises vorn zu überbrücken, Dinge des Alltags tun es, am stärksten aber der Blick, den die beiden äußersten Figuren des Halbkreises tauschen. Welches Zeremoniell inmitten einer Welt, die schon gewöhnlich werden möchte! Welcher fast reglose Reigen! Welches Bewußtsein, eine Rolle zu spielen, einen Auftrag, und nur gerade ihn, mit Genauigkeit zu erfüllen! Sehr flach spannen sich die Schräglinien gegeneinander, verdächtig betont übernehmen die Bodenfliesen ihre raumschaffende Aufgabe, noch ist flächig gebundene Vereinzelung das Grundempfinden. Blick, Handgebärde, Körperhaltung, ein jedes Element wird als einzelnes fühlbar, fast punktuell umschrieben. So menschlich richtig sich auch alles gebärdet, es gebärdet sich eben, es ist Gebärde. Es bewegt sich nicht, mehr als das: es *ist* Bewegung. Tun ist hier immer noch ein Sein. Und Sein Sinn. Hier arbeitet man nicht, man waltet seines Amtes. Man erfüllt eine Prophezeiung. Die Rollen waren geschrieben von allem Anfang an. Der Maler und seine Gestalten lasen sie aus dem selben Buch.

Tun wir einen großen Schritt in das 17. Jahrhundert hinein, dorthin, wo es am bürgerlichsten sich darlebt, nach Holland. Wiederum eine Szene zwischen Frauen: die «Kranke» des GABRIEL METSU. Ein Stuhl, eine darin sitzende Frau, eine daneben stehende Frau. Keinerlei Raumbezeichnung — wozu ihn bezeichnen, da er selbstverständlich geworden ist! Da muß sich kein Zimmer mehr betont vereinzeln, loslösen gleichsam aus dem Buch der Prophezeiung, die Vereinzelung ist Wirklichkeit geworden, die Privatheit Tatsache. Der Maler und mit ihm der Betrachter sind bloße Eindringlinge. Und doch — auch hier wieder, welches Zeremoniell! Welche Empfindung beim Maler, die Dargestellten spielten eine Rolle! Der Schmerz hat sich gespalten: körperlich herrscht er in der Kranken, so stark, daß er in ihr jede bewußte Empfindung, jedes menschlich geprägte Leiden ausgelöscht hat. Seelisch herrscht er in der Weinenden, spannt ihre Muskeln, bläht ihre Adern. Tuch und Hand der Klagenden lassen nur wenig ihres Gesichtes frei, aber in der raffinierten Beschränkung spricht sich der Schmerz nur um so gedrängter aus. Die

KREIS DES MARTIN SCHONGAUER *(um 1430/35–1491): Geburt Christi. 38×23 cm. Städtische Galerie Frankfurt a. M.*

DOMENICO THEOTOCOPULO, *genannt* EL GRECO *(um 1541—1614): Mater Dolorosa, um 1594/97. 52×36 cm. Museum Straßburg. Photo Hinz*

GABRIEL METSU *(1629—1667): Die Kranke. 30×26 cm.* *Kaiser-Friedrich-Museum Berlin, zurzeit Wiesbaden*

Kranke dagegen läßt ihr Gesicht maskenlos und ohne Hemmung offen, aber dieses breite Gebilde aus schlaffem Fleisch und wie schon halb aufgelösten Knochen spricht nichts aus, seine Krankheit ist gerade die Nichtigkeit, die Unfähigkeit sogar zum Schmerz. Doch genügt auch diese Rollenverteilung dem Maler noch nicht: er überkreuzt sie in den Gewändern. Die lebendig Weinende spricht nur mit ihren Gebärden, ihr Kleid bleibt unscheinbare Folie. Die stumpf Leidende steckt im kostbaren Gewand, dem der Maler seine ganze Augenfreude zuwendet: der lebendigen Plustrigkeit des Pelzes, der Wärme ausstrahlenden Weichheit des Stoffes, der Duftigkeit des Halstuchs. Was lebendig war an dieser Frau, ist tot, was tot, wird lebendig. Wollte der Maler solche Unheimlichkeit? Wollte er, daß wir vor seinem Bild uns des Gedankens an eine Schnecke erwehren müssen, an der wir so gerne auch nur das mathematisch reine Haus gelten lassen möchten? Oder genügte ihm die streng malerische Aufgabe und das tragende Bewußtsein, als Bürger zu Bürgern von Bürgern zu sprechen? Die Aufgabe auch, eine «Szene» darzustellen, ein typisch weibliches Theater (selten scheiden sich ja die Geschlechter sichtbarer als in der Krankheit), unheroisches, müdes «Weiberweh» und das dazugehörige Klageweib? Wie dem auch sei — Zuschauer bleibt er, fern bleibt er, schaut ja auch gleichsam nur durchs Schlüsselloch, das ihm nur ein kleines, in jeder Hinsicht «intimes» Bild gewährt.

Kleider, so rein gefügt wie ein Schneckenhaus, Mathematik des Tandes — aber nun ganz offen, ohne Blick durch ein Schlüsselloch, in vollem Einverständnis zwischen Maler und Modell, da wären wir bei Madame de Sennones, wie sie INGRES, Monsieur Ingres, zu Beginn des 19. Jahrhunderts gemalt hat. Welcher Weg hin zu diesem Bild! Vom Modell aus, bis es diese Selbstverständlichkeit des Prunkens und des Prunks erreicht hatte: wie viele Tage vor dem Spiegel, wie viel mit Klugheit überdachte und benutzte Komplimente, wie viele Konferenzen mit Schneider, Goldschmied und Zofe — und wie viel Natur, um dies alles ohne Schaden ertragen zu können! Wie viel unerbittliche Arbeit dann beim Maler, wie viel Wissen um den kleinsten Effekt, wie viel Mut, dem Kleinsten ein größtes Gewicht zu geben, welches Vertrauen, ein wirklich Ganzes lebe nie auf Kosten seiner Teile! Wie muß man denn dieses Bild überhaupt betrachten? Mit der Lupe wie ein holländisches Blumenbild des 17. Jahrhunderts? Oder nur dem Gesamteindruck hingegeben? Bald so, bald so. Und immer neu beglückt von dieser doppelten Möglichkeit. Der Blick mag darauf herumwandern wie auf einer Welt, sich bezaubern lassen vom Schaum der Spitze, vom harten Blitzen der Ringe, neben dem die Handgrübchen ihre nestwarme Weichheit doch zum Sprechen bringen, vom seidigen Glanz der Kissen, vom samtigen Glanz des Kleides, vom Doppelspiel zwischen Tüll und Haut, von der prunkvollen Verborgenheit des Körpers und der schlichten Offenheit des Gesichtes, das dadurch, daß es offen zu sein wagt, seine letzte Unnahbarkeit nur um so sicherer bekundet. Kaum wagt man es, einen Hauch von Trauer in diesen Augen zu entdecken, kaum einen Anflug von Lächeln an diesem Mund — jede Deutung wird zur Zudringlichkeit. Ich bin nur ein Bild, sagt die Frau. Ich male nur ein Bild, sagt der Maler. Bild wovon? Von einem Bild. Und da entdecken wir den Spiegel im Hintergrund, der die Muschel des Ohres gewährt, den kaum gekerbten, von innen heraus leuchtenden Rand der Augenhöhle, das blanke Haar. Am Anfang war der Spiegel. Die Selbsterkenntnis im Spiegel. Die Erkenntnis im Augenspiegel des Malers. Die Wirklichkeit im Spiegel des Bildes. Das Sinnbild im Bild des Spiegels. Wie bringe ich die Dinge dazu, das Licht und den Blick verlustlos zurückzuspiegeln, das scheint die einzige Frage zu sein, die der Maler an die Welt und seine Kunst stellt. Und um die Verläßlichkeit des Spiegels auf eine letzte Probe zu stellen, zeigt er ihm dieses Gesicht, diese matte Haut, diese brunnendunkeln Augen, dieses im schönsten Sinne ausdruckslose Sein. Nur an der

JEAN-AUGUSTE-DOMINIQUE INGRES *(1780—1867)*: *Madame de Senonnes, 1814. 106×84 cm.* *Musée des Beaux-Arts Nantes. Photo Braun, Paris*

EDOUARD MANET *(1832—1883): Olympia, 1863. 130×190 cm.* *Louvre Paris*

vollen Wahrheit mißt sich die Uneigentlichkeit des Spiegels, kommt sie zu sich selbst. Aller Glanz der Stoffe, alles Funkeln der Steine scheint nur eingeschalteter Widerstand, um den Triumph des reinen Antlitzes reiner zu feiern. Nennen wir es aber ja nicht Triumph der Seele, das Wort Seele schon wäre hier nicht anständig. Vom Edelstein zu diesen Augen, vom Samt zu dieser Haut ist nur ein Fortschreiten zu größerer Stille, zu Stille überhaupt. Aber Aeußerlichkeit ist auch hier noch das Wort. An der Ganzheit der Aeußerlichkeit ermißt sich dann freilich eine nur zu vermutende Kraft, solche Aeußerlichkeit zu tragen und ihr jede Fragwürdigkeit zu nehmen. Im reinen Schein, im Bild erfüllt sich hier der Mensch. Für das Bild lebt er. Darüber hinaus, dahinter gibt es nichts. Diese Frau ist so schön, daß sie der Liebe entraten kann, es aber auch muß. Es gibt nur eine Art, ihr wirklich zu entsprechen, sie so malen nämlich, wie es Ingres getan hat. Unbestechlich, kaltsinnig, mit einem vermessenen Mut zur Wahrheit, die zwangsläufig die Schönheit einfangen mußte. Die Unnahbarkeit dieser Frau hat nur eine Grenze: des Malers zu bedürfen, der ihr von außen her bezeugt, sie sei das, wozu sie sich gemacht hat: ein Bild.

Eine Last kostbarer Stoffe, ein ganzes kleines Firmament von Edelsteinen diente Ingres' Modell dazu, seine davon unabhängige Ferne erscheinen zu lassen. MANET versucht es anders. Als Einunddreißigjähriger malt er seine «Olympia» und läßt sich dabei von seinem Pariser Modell Victorine, von Tizians «Venus von Urbino» und von Goyas «Nackter Maja» inspirieren. Tizian gibt die Grundform des Bildes, die Zweiteilung, und die Haltung des Aktes. Goya die Bewußtheit. Aber wenn bei Tizian alles lässiges Ruhen ist, sogar die scheinbare Geschäftigkeit der Dienerinnen im Hintergrund, so wird bei Manet alles Straffung. Straff aufgerichtet ist der Kopf der Olympia, willenshaft gepreßt die Hand auf dem Leib. Die schwarze Dienerin steht sklavisch gebunden an ihre Herrin — so unlösbar, wie es eben Schwarz und Weiß sind, vor allem für einen Maler sind, der so wie Manet der Faszination des Schwarz erlag. Und schläft zu Füßen von Tizians Venus ein hellbepelzter kleiner Hund, so steht wild aufgerichtet auf Manets Bild, vom dunkeln Hintergrund beinahe verschluckt, eine schwarze Katze. Der straffe Hals des Mädchens wird betont durch ein schwarzes Band mit Schleife, das säuberlich geordnete Haar durch eine zartrosa Schleife, deren Führung an die Form der Hand auf dem Leib anspricht. Ordnung, Straffung, Bindung — diese Begriffe sagen Notwendiges aus an diesem Bild. Ist das Mädchen schön? Sein Körper ist es, sein Gesicht verwehrt das Urteil. Auch ihm wagt man nicht mit seelischer Ausdeutung näherzutreten, aber nicht wie bei Frau von Sennones, weil es sich solches durch seine unstörbare Haltung verbietet, sondern weil es sich zur Maske verschließt, weil es ebenso nur reine Form, reiner Umriß sein möchte wie der Leib. Weil es sich seiner Nacktheit schämt und so geschirmt sein möchte wie der Leib. Denn hat sich je ein Mensch so sicher in seine Kleider zu verhüllen gewußt wie dieses Mädchen in seine Nacktheit? Daß dieses Bild einmal einen Skandal hervorrufen konnte, ist letzten Endes nur zu erklären daraus, daß alle außerkünstlerischen Absichten des Betrachters hier eben *nicht* auf ihre Rechnung kamen. Darum ist diese Olympia auch ihrer Negerdienerin so unheimlich, diese faßt es nicht, daß gerade völlige Entblößung ein solcher Panzer sein könne. Hier ist keine Spur von Lockung, Goyas Maja ist trotz äußerer Beziehungen weltenfern; hier ist eine Offenheit der Selbstdarstellung, die den Eros entwaffnet. Reine Bildgesinnung wie bei Ingres. Und wie bei ihm: welcher Weg hin zu diesem Bild! Es gibt aus dem selben Jahr eine Pinselzeichnung Manets, einen liegenden Akt, voll erblüht, dem Beschauer ganz zugewendet, die linke Hand streichelt eine schwarze Katze. Ein Blatt aus der Welt Baudelaires: «Viens, mon beau chat, sur mon cœur amoureux...» In der «Olympia» aber, als deren erster Entwurf die Tuschzeichnung gelten dürfte, ist alles zurückgenommen, der Körper mehr und mehr in die Seitenansicht gedrängt, dafür der Kopf streng dem Beschauer zugewendet, die Katze an den Bildrand verbannt. Alle erotische Bezauberung ist ausgeschieden. Bis in die Farbe hinein geht dieser Wesenszug: das saftige Schwarz-Weiß der Pinselzeichnung mit ihrem materiell wirkenden Strich scheint wärmer, bunter beinahe als das Gemälde mit seiner raffinierten Kühle, dessen Farben eine Auslegung des allumfassenden Schwarz nach der Seite des Kalten hin zu sein scheinen und dessen sparsame rote Akzente nur die Abwesenheit warmer Töne ausdrücklich hervorheben sollen. Kühle Härte (man hat feststellen wollen, diese Olympia liege gar nicht eigentlich, ihr Lager gebe ihr nicht nach, Druck und Gegendruck sind in ein unstörbares Gleichgewicht gebracht), kühle Härte spricht hier aus jedem Zug. Stilleben ist auch dieser Akt geworden, ebenso endgültig und zeremoniell dargeboten wie der Strauß in dem steifen weißen Papier. Der Strauß sagt von Huldigung, von mondäner Existenz, so wie es die Pantoffeln tun, aber auch das ist nur repoussoir der Unnahbarkeit. Wie die Farbe. Wie das erotische Motiv. Kunst des Widerstands, der Ferne. «Oreiller de chair fraîche où l'on ne peut aimer» — noch einmal spricht Baudelaire.

Manet hatte die Hochmütigkeit seiner Olympia nur erreichen können, indem er ihr Gesicht zur ausdruckslosen Maske abgeschirmt hatte. Wie würde sich solche Bildgesinnung aber bewähren vor einem modernen, zum vollen intellektuellen Selbstbewußtsein durchgestalteten Frauenwesen? Müßte da die psychologische Aufgebrochenheit des Vorbildes nicht auch die Distanz zwischen Maler und Modell, zwischen Beschauer und Bild in ein reiches Gewebe der Beziehungen auffasern, die psychologische oder zum mindesten impressionistische Darstellung unwiderstehlich fordern? Es ist denn auch das Wunder an MODIGLIANIS «Renée», daß in ihr ein Augenblick höchstgespannter Individualität zum elementar gültigen Ausdruck gebracht worden ist. Hier sammelt sich unmittelbar alles auf das Menschengesicht: die Garçonne stellt sich dar. Ein einem bestimmten Zeitmoment verhafteter Menschentyp. Der Kopf herausgehoben auf dem für Modigliani charakteristisch langen, stelenförmigen Hals, der Körper mit schmal abfallender Schulter und in der mit dem Hintergrund fast verschmelzenden Gewandfarbe zum Schweigen gebracht, so hat hier das Gesicht alles auszusagen wie vorher bei Manet der Körper. Und wie dieser ist das Gesicht der Renée mit letzter Beherrschung und Absichtlichkeit unverhüllt: Das bin ich. Wer bist du? so dringt es den Beschauer an. Es läßt jede Frage zu, fordert jede Frage heraus, seine Unnahbarkeit entsteht gleichsam aus der Unzahl der sich gegenseitig neutralisierenden Fragen, die man an es stellen soll. Alle Unstimmigkeiten in diesem Gesicht sind mit Schärfe herauspräpariert, Ungleichheit der Haare, der Brauen, der Augen, der Nasenflügel, des Mundes, des spitzen Kinns, dessen scharf gezielte Linie am Ziel plötzlich überraschend sich aufflaumt. Grundform ist alles, auf die letztmögliche Klarheit abgebaut; aber diese Grundform ist nicht eine allgemein menschliche, sondern eine ausschließlich individuelle. Der letzten Vereinzelung des Menschen wird hier ein diese Vereinzelung überschreitender, nach vorne zu überschreitender allgemeiner Sinn abgefordert. Wie in Kontinente scheidet sich das Gesicht in Augen, Nase, Mund; wie in Elemente scheiden sich Kühle und Feuer, Bewußtheit und Sinnlichkeit, die geprägte Linie und die fruchtig-flaumige Farbe, herbe Frühe des Modells und warme Reife der Malerei. Gefährliche Zeitgebundenheit fast modisch zugespitzt stellt sich hier selber auf die Probe der Endgültigkeit. Modigliani wurde aufs stärkste beeindruckt von der Elementarkraft der Negerplastik und wollte doch nirgends leben als in Paris, wo die Mode ihren fiebrigsten Rhythmus darlebt, er brauchte das Schaffen zwischen äußersten Polen, an höchstgetriebener Individualität wuchs ihm eine unzerreißbare Bindung an das Absolute. Fromm ohne Wissen oder gar wider Willen, so steht diese Renée mit aller hochmütigen Zeitverfallenheit in ihrem Bilde drin. Botticelli fand ähnliche verkehrte Weltlichkeit. Oder wagen wir zu denken: mondäner GRECO?

Bezeichnend, daß wir es eher tun dürften vor gewissen seiner heiligen Jünglinge als vor der Madonna, wie sie im Straßburger Museum hängt. Denn wie merkwürdig ist das: plötzlich fühlen wir uns vor dieser Mutter Gottes in einer menschlicheren Luft atmen. Diese Madonna verzichtet auf Unnahbarkeit, auf betonte Ferne. Sie schaut aus Spitzen und Umhang und Heiligenschein hervor mit dem Gesicht eines etwas scheuen Kindes, die Augen leicht ungleich (aber wie wenig bedarf hier dieser Zug der Betonung), der Mund gegen die Nase leicht verschoben durch die Verhaltenheit des Schmerzes. Eine Gottesmutter? Kindlich zart ist hier alles, von jenem selbstverständlichen Adel, wie er zugleich der Bäuerin und der ganz großen Dame eignet. Unser Mitleben wird mit zaghafter Bedürftigkeit angerufen, aber zugleich auch mit dem kaum bewußten Zweifel, ob wir denn wirklich zu antworten wüßten. Daß hier die Mutter Gottes ist, genügt allem Distanzbedürfnis des Malers, vor diesem Bewußtsein verschwindet er als noch so unsichtbarer

AMEDEO MODIGLIANI *(1884–1920)*: *Renee, 1917. 61×38 cm.* *Privatbesitz Basel*

Gegenspieler, ist er nur noch Handwerker, Diener. Mit der Hinwendung seines frommen Tuns überbrückt er den Abgrund. Das Bild wird hier unmittelbar Sinnbild. Zärtlich bergendes schaumiges Spitzengekräusel — Maris Stella. Ein Heiligenschein, der nur Hülle sein könnte wie Tuch und Kleid und auf einmal zur geheimnisreichsten Ausstrahlung, zum Mondschein wird, so versammeln sich hier Meer und Himmel um eine Weltkugel, die Antlitz heißt. Schlichtes Menschenantlitz. Die Natur wird zulässig, denn sie ist durchlässig. Das Menschliche erlaubt, denn es ist übermenschlich.

Und nun mögen wir zu der «Anbetung» zurückkehren, die ein Maler aus der Nähe MARTIN SCHONGAUERS gemalt hat, zu dem einzigen Bild unserer Folge, auf dem der Mann als Gegenstand Zutritt hat. Zum Stallfenster herein schauen die traditionellen drei Hirten, auf dem schneeigen Weg führt Josef zwei Frauen heran, im verfallenen Stall ist das Wunder geschehen, ein puppenkleiner Jesus liegt im reichgebauschten Tuch, dessen Faltenspiel aufgenommen wird im Kleid der Muttergottes, ihre Hände, wurzelzart, entsprechen der Zierlichkeit des Kindes, ihr Gesicht ist versunken in der Anbetung. Sie tut nicht, als schaue ihr niemand zu; sie tut aber auch nicht, als tue es jemand — hier ist eine Sicherheit des Gefühls erreicht, die alle solchen Fragen unbeträchtlich macht. Ja, eine Sicherheit, die sogar der Ausgesprochenheit im Antlitz der Madonna entraten kann. Nur Kuh und Esel wissen und bedenken unsere, des Beschauers, Anwesenheit, sie schauen aus dem Bild heraus, genau so, wie es Kuh und Esel tun, wenn ein Fremder ihren Stall betritt. Aber sie sind festgebannt in ihr Liegen, sie müssen der knienden Mutter das Gleichgewicht schaffen, die vielfältigen Achsenkreuze der Architektur in lebendige Form übersetzen. Schnee liegt, rosiger Schnee, unmittelbar klingt es auf: «Es ist ein Ros' entsprungen...» Wärme, Traulichkeit, Geborgenheit, das strahlt aus diesem kleinen Bild trotz Schnee und kahlem Baum und zerfallenem Haus. Keinerlei Scheu bei den Hirten. Keinerlei Ueberraschung aber auch. Wie dramatisch haben andere Maler diese Hirten und ihre Gefühle gemalt! Hier schauen sie mit den Gesichtern von Kindern, die ein altbekanntes Märchen zum hundertsten Male hören und vertrauen, es werde jede Silbe unverrückbar an ihrer Stelle bleiben. Und nicht viel anders schaut die Mutter. Ein altbekanntes Märchen, das ist ihnen die Geschichte vom Jesus in der Krippe. So alt, daß es darauf den Schnee der Jahrhunderte geweht hat, daß aus dem Morgenland ein Abendland geworden ist, daß die Kirchen schon lange bereitstehen bei der Geburt des Kindes, daß das Staunen über das Wunder ein Staunen über die ewige Wiederkehr, über die Beständigkeit des Wunders geworden ist. «Alle Jahre wieder ...» tönt es hier, und alles auf diesem Bilde hört das, weiß das. Der Maler weiß das auch, er gehört dazu, er ist der vierte Hirte, ein fraglos Zugelassener. Er schaut zum vorderen Fenster herein und läßt es sich gern gefallen, daß ihm Kuh und Esel auf die malenden Finger schauen. Nicht jeder Maler vertrüge das. Monsieur Ingres zum Beispiel... Aber jedem das Seine. Hier ist ein Glücksmoment der Menschheit eingefangen, wo sich ein jedes Ding fühlt wie in Abrahams Schoß, vom Tierauge bis zum mähnenweich fallenden Stroh an einer zerfallenen Hütte. Aber es ist ja auch Weihnachten. Andere Zeiten haben es schwerer. Sie müssen schaffen aus der Ferne und über die Ferne hinweg. Wenn sie es aber vermögen, so vermögen wie diese Maler, dann zeugt durch sie hindurch die Schöpfung von ihrer unverlierbaren Einheit und von ihrem Willen, sich aus menschlich wissender Entfernung neu erschaffen zu lassen.

ELISABETH BROCK-SULZER

DER SCHWARZE MAULESEL VON AVELUY

Die Reihen der Maulesel bei Aveluy waren ruhelos in der gequälten Dunkelheit. Den ganzen Tag lang hatte ein 15-cm-Schnellfeuergeschütz in unregelmäßigen Abständen, von irgendwo hinter dem Flüßchen Ancre her, seine Fühler nach ihnen ausgestreckt. Jene schrecklichen schnellen Geschosse, die sich auf ihrer flachen Bahn so rasch bewegen, daß ihr höllisches Kreischen und die ohrenzerreißende Explosion in demselben atemraubenden Augenblick zu kommen scheinen, hatten die Nerven von Mann und Tier hart genug geprüft im Tageslicht; jetzt aber, in der unsteten Nacht eines jungen Mondes, vor dem die Wolken hinzogen, war ihre Wirkung noch grausamer. Bis jetzt hatten sie zwar wenig Schaden angerichtet, indem ihre Hauptbeschäftigung darin bestand, etwa 200 Meter östlich der alten, tief verschlammten Linien, die erst zwei Tage zuvor evakuiert worden waren, neue Krater aufzureißen. Aber es kam eine Zeit, während der langen Nacht, da die Kanone zu schließen schien, daß ihr Ziel so ziemlich erledigt sein müsse. Hingeduckt in ihrem verhängten Nest hinter den Anhöhen am Ancre hob sie ihre Schnauze um ein weniges und fügte zu ihrer Reichweite zweihundert Meter zu.

Das nächste Geschoß sauste direkt auf unsere Linien herunter. Die Explosion riß Erde und Luft auseinander. Eine dicke Säule schwarzen Rauches stieg nach oben, durchstochen von einer geraden Flamme und voll fliegender Bruchstücke von Mauleseln, Zügeln und Seilen. Tödliche Kugelsplitter spritzten nach allen Richtungen. Das obere Ende der Säule breitete sich aus; das untere verdünnte und erhob sich; ein roher und furchtbarer Krater, gleich einem dantesken Traum vom Höllenschlund, kam in Sicht, und es folgte ein schwaches, häßliches Geräusch von namenlosen, auf den Sumpf zurückfallenden Dingen.

Am Rande des Kraters stand ein großer, grobknochiger Maulesel. Der zweite seines Gespanns und drei weitere Tiere, die nahe bei ihm angebunden gewesen, waren nun verschwunden. Mehrere andere lagen ihm zu beiden Seiten, tot oder in schreiender Agonie. Aber er war unberührt. Bei dem erschütternden Schock hatte er sich auf sein Hinterteil geworfen, wiehernd wie ein Irrsinniger; aber das Seil hatte gehalten, und er hatte sich beinahe umgeworfen. Dann hatte er mit seinen eisenbeschuhten Fersen ausgeschlagen. Aber seine Nerven waren zäh, und sein Herz war stark über das Maß seiner Art, und fast augenblicklich riß er sich zusammen und stand zitternd, am Seil zerrend, seine langen Ohren am Kopf zurückgelegt. Dann erkannten seine weißlich rollenden Augen mit dem grün flackernden Entsetzen darin nahe bei seinem Kopf die vertraute Form seines Führers, der sich befühlte, als sei er erstaunt, noch zu leben.

Dieser Anblick beruhigte den Maulesel auf wunderbare Weise. Er richtete seine ausdrucksvollen Ohren wieder nach vorne und schob sein schäumendes Maul hart an des Mannes Schulter heran, als wollte er ihn befragen, was das alles zu bedeuten habe. Der Mann warf einen Arm über den zitternden Hals des Tieres und lehnte sich für einen Augenblick daran, benommen von dem ungeheuren Schlag, der ihn vom Boden gerissen und niedergeschmettert hatte. Er hustete einige Male und versuchte, sich den Rauch aus den Augen zu wischen. Dann, vollends zu sich selber kommend, machte er seinen Schützling hastig los, tätschelte ihm beruhigend auf die Nase, holte den nächsten Maulesel heran und führte die beiden eilig in Sicherheit. Wie er dies tat, kam ein anderes Geschoß gesaust, ungefähr fünfzig Meter zur Linken, und die Reihen verwandelten sich augenblicklich in einen Tumult ausschlagender und wiehernder Tiere und je nach Anlage fluchender oder beschwörender Führer, die in überstürzter Hast die Tiere zu sichern versuchten.

Zu jeder andern Zeit hätte der Maulesel sehr energisch protestiert, zu so unregelmäßiger Stunde weggeführt zu werden. Doch er war begabt mit der Erkenntnis dessen, was ihm bekömmlich war, einer Erkenntnis, die eher vom plebejischen als vom aristokratischen Zweig seiner Ahnen stammte. Er war kein Opfer jener kindischen Panik, die so leicht in einem verzweifelten Augenblick die hochgezüchtete Intelligenz des Pferdes verwirrt. Er fühlte, daß der Mann genau wußte, was zu tun sei in dieser schrecklichen und zermürbenden Situation. So gehorchte und folgte er ihm wie ein Lamm; und in diesem Augenblick erfaßte ihn eine Zuneigung zu seinem Führer, die ihn verwandelte in einen vollkommen neuen Maulesel. Seine erstaunliche Unterwürfigkeit verfehlte nicht ihre Wirkung auf den zweiten Maulesel, und so brachte der Führer sie beide ohne große Schwierigkeiten weg. Als alle andern Ueberlebenden ebenso glücklich auf neuen Boden gebracht worden waren, weit nach rechts, fuhr die schreckliche Kanone noch eine ganze Stunde lang fort, den verlassenen Linien entlang Krater zu schießen. Dann verlängerte sie ihre Reichweite nochmals und verbrachte den Rest der Nacht damit, die Ruinen an einer bereits zerstörten und ganz verlassenen Straße zu Pulver zu reduzieren, wohl unter dem Eindruck, einige unserer überfüllten Quartiere zu zerschlagen. Kurz vor Tagesanbruch jedoch fand ein Geschoß von einer unserer Frontbatterien seinen Weg in das Lager des Monstrums, und Ruhe senkte sich auf Aveluy an dem öden Morgen.

Das geschah im regengepeitschten Herbst des Jahres 1916, als die unaussprechliche Trostlosigkeit des Schlachtfeldes an der Somme ein Sumpfmeer geworden. Und dieser übelriechende Lehm der Krater, der alle Arten von Fallen verbarg, war der willkommene Verbündete der Deutschen. Stinkend und zäh und verräterisch erschwerte er unsäglich das Laden der Geschütze. Zu zweien oder zu vieren, je nach ihrer Größe, mußten unsere Geschosse in kleinen, über die Rücken der Pferde und Maulesel geschlungenen Körben von den Lagern nach vorne getragen werden. Es war ein langsames Verfahren, unsicher und kostspielig, aber es wurde des Drecks Meister und fütterte die unersättlichen Geschütze.

Nach der Nacht, in der die Maulesel von Aveluy beschossen worden waren, teilte man dem großen Schwarzen und seinem Führer diese Aufgabe zu, Munition zu den Frontlinien zu schaffen. Der Führer, ein hagerer, grünäugiger, rothaariger Kerl aus den Holzfäller-Lagern des nördlichen New Brunswick, empfing den

Befehl mit einem schiefen Grinsen. «Sag Dein Gebetchen jetzt, Sonny», murmelte er in des Maulesels großes schwingendes Ohr, das bei der Mitteilung prompt in Achtungstellung überging. «Du wirst wünschen, in den alten Linien von Aveluy zurück zu sein, noch ehe wir mit dieser Arbeit fertig sind. Fritzchen dort drüben wird dich und mich kein bißchen lieben, wenn er merkt, was wir im Sinne haben. Es wird nicht sein wie Futtertransport, das kann ich dir sagen. Aber wir haben wohl die Courage.»

Statt das Weiße seiner Augen zu rollen, in unwilligem Protest gegen solche Zumutung, antwortete der große schwarze Maulesel, indem er sachte den schmutzverkrusteten Aermel seines Führers zupfte.

«Wunder geschehen noch», murmelte der Soldat, erstaunt über diese Manifestation guten Willens, «aber so eine Feuerprobe vermag wohl manchmal ein Herz zu verwandeln, sogar bei einem argentinischen Maulesel. Ich hoffe nur, das wird dauern, Sonny. Dann werden wir fein auskommen, du und ich.» Und von seinem nächsten Besuch in der Kantine brachte er ein paar Biskuits mit und ein Stück süßer Schokolade, um das vervollkommnete Tier auf seinem neuen Weg zu halten.

Früh an jenem Nachmittag fand sich der schwarze Maulesel in einer neuen Umgebung, bei dem großen Munitionslager, das verborgen in einer dunklen Höhle nahe den Ruinen von Courcelette lag. Voller Mißtrauen betrachtete er die Körbe, die man über seinen kräftigen Rücken hängte. Sättel kannte er, auch Zügel, aber dies da war eine Einrichtung, die unangenehme Gefühle in seiner konservativen Seele erregte. Wie die Geschosse in die Körbe gelegt wurden und er ihr plötzliches Gewicht wahrnahm, da grunzte er, legte seine langen Ohren zurück und sammelte seine Muskelstärke zum Schlag. Doch der Führer, der an seinem Kopfende stand, streichelte sein Maul beschwichtigend und murmelte: «Nur ruhig, alter Knabe! Es beißt nicht.» — So beschworen, faßte sich der Maulesel und verzichtete darauf, auszuschlagen.

*

Eine Strecke weit war der Weg ereignislos. Der Pfad zu den Geschützen führte einer gesenkten Straße entlang, vollständig verborgen vor den feindlichen Beobachtungsposten. Die Erde erbebte unter den Explosionen unserer um Pozières und Martinpuich herum aufgestellten Haubitzen, und die Luft stöhnte unter der Wucht der Geschosse, die pfeifend den deutschen Linien zusausten. Dann und wann schwoll der häßliche Ton zu einem nervenzerreißenden Gellen, und feindliche Granaten landeten, Kr-r-ump, wütende Stöße von Rauch und Schmutz aufwerfend, auf beiden Seiten der gesenkten Straße. Aber keiner dieser unwillkommenen Besucher geriet in die Straße selbst, und weder der schwarze Maulesel noch Jimmy Wright gaben ihnen mehr als ein kaum merkliches Augenrollen.

«Die Wandlung hat auf jeden Fall Sonnys Nerven nicht verdorben», dachte der Führer mit tiefer Befriedigung.

Etwas weiter weg verließ der Pfad zur «Gruppe X» den Schutz der tiefliegenden Straße und führte, wie es dem New Brunswicker erschien, über die rote Trostlosigkeit direkt in das Auge der feindlichen Stellungen. Es war ein schmaler Pfad, schlüpfrig wie Oel, doch zäh wie Leim, der sich zwischen den schlammgefüllten Kratern wie ein Korkzieher wand. Aus einem dieser Teiche stinkender Flüssigkeit ragten steif die Beine eines toten Pferdes, wie vier für eine Fußbrücke gelegte Pfosten.

«Dies scheint kein Ferienort für uns zu sein, Sonny», kommentierte der New Brunswicker, «und wir wollen nicht hierbleiben, wenn's dir recht ist.»

Wie sehr sich auch Wright beeilen wollte, Eile war lächerlich unmöglich. Der hartnäckige prodeutsche Schlamm war nicht so leicht zu überwinden. Obwohl ein markdurchdringender Nordostwind über die Wüste fegte, waren Mann und Tier in Schweiß gebadet. Die Hälfte ihrer Kraft galt dem Bemühen, sich dem ständigen Rutschen zu entziehen und dem drohenden Entsetzen der Krater zu entrinnen. Obwohl ganz atemlos, hörte Jimmy Wright nicht auf, ausgewählte Flüche und Schwüre aus dem Wortschatz der Holzfällerlager durch seine Zähne zu stoßen; der schwarze Maulesel lauschte bewundernd. Denn er schien zu fühlen, daß die Bemerkungen seines Führers, obwohl unverstanden, zweifellos seine vollste Zustimmung verdienten. Er selber hatte keine Mittel, solche Gefühle auszudrücken, ausgenommen seine Fersen, und diese waren nun voll damit beschäftigt, den Sumpf hinter sich zu bringen.

Jetzt war der Maulesel vollkommen davon überzeugt, daß sein Schicksal in den Händen des rothaarigen Führers ruhe. Er fühlte, daß Jimmy Wright zwar voller Aerger, aber ganz ohne Angst war. Deshalb, mit Jimmy Wright als seinem Beschützer, blieb er ruhig. Mit den Ohren wackelnd, wieherte er verächtlich in der Richtung des 5,9, der einige hundert Meter weg eine Säule von Schmutz und Rauch aufwarf. Er wußte nicht, wohin es ging, aber Jimmy Wright war da, vor seiner Nase, wo er ihn riechen konnte; und er war sicher, daß es am Ende dieses mühevollen Weges Futter und eine Massage geben würde.

Inmitten dieser tröstlichen Ueberlegungen geschah etwas Schreckliches und Unerklärliches. Er fühlte sich erfaßt und weggefegt in einem betäubenden Gebrüll. Rauchige Schwärze voller Sternensplitter blendete ihn. Halb von Sinnen schlug er aus und wehrte sich mit aller Macht.

Als er wieder Licht um sich sah, machte er seine Füße frei und fand sich unterhalb des Randes eines alten Kraters. Er rang sich nach oben, stemmte die Beine und schüttelte sich kräftig. Die beladenen Körbe schlugen schwer gegen seine Rippen und brachten ihn vollends ins Bewußtsein zurück. Durch ausgeweitete rote Nasenlöcher wiehernd, starrte er wild um sich her. Ungefähr zehn Schritte entfernt sah er einen neuen großen Krater, rauchend von schwarzen und orangefarbenen Gasen.

Aber wo war Jimmy Wright? Aengstlich überblickte der Maulesel die Wüste der Krater. Umsonst. Sein Meister war verschwunden. Er war verlassen. Panik griff an sein Herz, und er bereitete sich zur Flucht. Da faßte er sich und stand still. Er hatte einen helmlosen rothaarigen Kopf erblickt, im Lehm auf der andern Seite des Kraters, aus dem er sich soeben herausgekämpft.

Seine Panik verschwand im selben Augenblick. Dort, in der Tat, war Jimmy Wright, aber was tat er da? Fast bis zu den Schultern war er begraben in dem entfärbten Schlamm, der den Krater halb füllte. Er lag auf dem Gesicht. Seine Arme waren ausgestreckt, und seine Hände klammerten sich an den schlüpfrigen Wänden der Höhlung fest, als versuchte er, sich daran emporzuziehen. Diese Anstrengung jedoch schien keinen Erfolg zu haben. Der Maulesel sah, wie sein Beschützer langsam immer tiefer in den Schlamm zurücksank. Das erfüllte ihn mit neuer Aufregung.

Rasch, aber mit Vorsicht suchte der Maulesel seinen Weg um den Krater herum, und dann, geschickt die Hufe stemmend, hinunter an die Seite seines Herrn. Aber was nun? Jimmy Wrights Gesicht war seinem Retter abgewandt. Seine Hände klammerten sich noch in den Lehm, aber schwächlich und ohne Wirkung.

Der Maulesel sah, wie sein Herr daran war, im Sumpf zu verschwinden. Die Not beschleunigte seinen Instinkt, der ihm sagte, daß man, um etwas zu halten, es zuerst erfassen müsse. Er streckte sich hinab und erfaßte die Schulterpartie von Jimmy Wrights Jacke mit seinen großen gelben Zähnen und hielt sie fest. Ohne Kenntnis der menschlichen Anatomie erfaßte er zugleich einen guten Teil von Jimmy Wrights Schulter innerhalb der Jacke und hielt auch diesen fest. Er stemmte sich und begann mit Macht zu ziehen. *Fortsetzung Seite 80*

Eisgang auf der Angara

Sibirische Tagebuchblätter von 1915

Von TRAUGOTT VON STACKELBERG

Der Verfasser der sibirischen Tagebuchblätter und Zeichner der beigegebenen sibirischen Landschaften, Traugott v. Stackelberg, ist Estländer. Bei Ausbruch des Weltkrieges 1914 wurde er als russischer Untertan zum Kriegsdienst eingezogen, verweigerte ihn aber aus Gewissensgründen. Er fand zunächst Zuflucht in Finnland und studierte an der Universität Helsingfors. Als dann Ende 1914 die russische Geheimpolizei auch in Finnland mehr und mehr Fuß faßte, meldete er sich freiwillig beim Roten Kreuz als Feldscher an die russisch-türkische Front, wo er im Gebiet des Ararat Verwundeten- und Krankentransporte durch unwirtliches Gebirge zu begleiten hatte. Hier holte ihn sein Schicksal ein, und er wurde durch die zaristische Feldgendarmerie verhaftet und kam nun durch viele russische Gefängnisse als politischer Verbannter nach Nordsibirien. Schon in den Gefängnissen traf er mit Revolutionären zusammen und lebte unter ihnen im Exil, in den unerforschten weiten Gebieten am Unterlauf des Jenissej und der Angara, dort, wo die Taiga, die Nadelwaldfläche, in die Tundra übergeht. Es wurde ihm die ärztliche Betreuung dieser Gebiete übertragen. So kam es, daß er Sibirien nicht hinter dem Stacheldraht sah, sondern weit im Lande herumkam und unter Nomaden, Ansiedlern, früheren Sträflingen, Zivilgefangenen und politisch Verbannten lebte und tätig war. Einige der in den Tagebuchblättern vorkommenden Personen sind heute noch führende Gestalten des bolschewistischen Rußlands, darum sind ihre Namen nicht in diesen Blättern genannt.

PIROWO, am 1. Advent 1915

Seit Mitte Oktober hat es hier geschneit. Mitunter fiel der Schnee in großen, leisen Flocken während der ganzen Nacht. Und bei Tag, wenn dann die Sonne für einige Stunden über den unvorstellbar hohen Tannen der Taiga erschien, glitzerte und leuchtete alles. Dann wieder ballten sich schwefelgelbe Wolken ge-

Dorf in Nordsibirien

gen Abend, und darüber war der ganze Himmel dunkelgrau, und wenige Stunden darauf brach ein Buran los.

Pirowo bedeutet soviel wie der Warnruf des Pirols, der in Sibirien wie überall auf der Welt der Warnrufer des Waldes ist. Dies Dorf Pirowo ist das letzte in der Taiga nach Norden. Hinter dem Streifen Wald, 30—50 Werst (32—53 km) nördlich von hier, liegen die Tundren und dehnen sich aus über Hunderte und aber Hunderte von Werst bis an das Nördliche Eismeer.

Wenn der Buran über die Tundren fegt, über die Taiga und über Pirowo, dann sind alle bösen Geister zugleich los und entfesselt, und Unten und Oben sind vertauscht, Himmel und Hölle sind untereinandergemischt. Wehe den Menschen oder Tieren, die dann noch schutzlos draußen sind. Der Schnee wird aufgewirbelt und wird in Eiskörnern vom Himmel zur Erde geschleudert. Von allen Seiten zugleich pfeift und zischt und heult es, und von allen Seiten zugleich schlägt furchtbare Kälte mit größter Gewalt auf alles, was sich ihr entgegenstellt.

Und wenn die lange finstere nordische Nacht dann hinter uns ist, nachdem die Geister dieser Urgewalten uns in unseren Blockhäuschen den Schlaf geraubt haben, und wir öffnen die Tür ins Freie, so hat der Buran sich gelegt. Wieder scheint die Sonne für einige Stunden über den hohen Tannen der Taiga, nur die Landschaft hat sich geändert. Das Dorf ist vom Schnee verweht. Wenn man vom Walde her kommt, sieht man es nicht mehr. Eine Wächte reicht über mein Blockhäuschen wie über die andern in der Nachbarschaft. Ehe ich im Ofen wieder Feuer anmachen kann, muß ich die Wächte hinaufsteigen und überm Kamin ein Loch graben. An der Wächte ist der Schnee fest, hart wie eine Mauer, von Eiskügelchen zusammengehämmert. Aber im Walde, wo der Schnee jetzt einen Klafter tief liegt, da ist er locker und weich wie Flaum.

Seit Mitte Oktober bin ich hier, es hat noch nie getaut. Als ich ankam, noch in einem Tarantaß, auf Rädern also, mit drei Pferden davor, lag der Schnee eine Spanne hoch. Die Pfützen in den Löchern auf dem Weg waren gefroren, die Geleise waren tief und hart. Der Wind blies damals den pulvrigen Schnee in weißen Fahnen am Boden entlang. Als ich ankam, stieg ich eine Treppe, fünf Ellen hoch, um in mein Haus eintreten zu können. Jetzt öffne ich die Türe und trete hinaus, geradeswegs auf den festgetretenen Schnee.

Pirowo, am 2. Advent 1915

Ich habe, nicht weit in der Taiga, fast am Rande des Waldes, mir Hasenfallen gebaut, die man hier Kapkane nennt, und habe in der Gegend auch Haselnüsse verstreut. Unter die Haselnüsse werde ich dann einige mit Strychnin vergiftete mischen: so erlegt man hierzulande Füchse. Es gibt hier silbergraue und dunkelbraune Füchse mit wunderbarem dichtem, tiefem, weichem Fell. Es kommen auch oft Luchse in die Nähe der Kapkane, wie man mir sagte, um sich so einen in der Falle eingeklemmten Schneehasen zu holen.

Gestern ging ich bei Vollmondschein in den Wald, um nach den Fallen zu sehen. Das Mondlicht, überall von der blendenden weißen Schneefläche zurückgestrahlt, erfüllte die Nacht. Ich ging den festgetretenen schmalen Weg, der durch die Taiga führt und der, eine Tagesfahrt von hier, in das nächste Dorf mündet. Wie verändert ist der Wald im Mondenschein! Die unendlich hohen Tannen, jahrhundertealte Bäume, erscheinen noch viel höher und rätselhafter als bei Tage.

Ich mußte jetzt vom Wege abbiegen und ins Dickicht hinein. Ich versank sofort bis an den Gürtel, und als ich mich mühsam im pulvrigen

Buran

tiefen Schnee weiterzubewegen suchte, versank ich bis an die Schultern. Ich wollte zurück, aber das war nicht möglich, ich fand keinen festen Punkt, an dem ich mich halten konnte. Es war, als schwebte ich schwerelos im Raum; ich fand keinen Boden unter den Füßen und merkte, daß ich nun langsam, aber stetig tiefer im Schnee versank. Es war wohl kalt draußen, aber kein Lüftchen regte sich. Unheimliche Stille.

Ich hatte doppelte Renntierfellhosen an, das sammetweiche geschorene Fell nach innen und das drahtig glatte Fell der Läufe nach außen, und darüber einen halblangen Anorak aus Renntierpelz, an den die Handschuhe und die Kapuze fest vernäht waren. Ich fror nicht, blieb in dieser schwerelosen Stellung liegen, und es war, als trügen mich unsichtbare Hände. Als trügen sie mich fort von hier. Das Mondlicht, das hie und da durch die Bäume schien, hatte mich verzaubert, und ich schloß die Augen und war bereit zu schlafen. Irgendwo trat in mein Bewußtsein, daß ich nicht einschlafen durfte, es könnte der letzte Schlaf sein. Doch jetzt fühlte ich alle Kräfte und alle Bedrängnisse mich verlassen, und ich gab mich diesem Rausche hin. Ich dachte nichts mehr, ich hörte nichts mehr, ich fühlte auch nichts mehr.

Dann, vielleicht nach einigen Stunden, vielleicht auch nur nach einigen Minuten, packte mich die grausigste Angst, plötzlich, mein Herz fing schmerzhaft an zu schlagen, ich atmete in tiefen Zügen die eiskalte Luft, und ich machte mit aller Kraft und aller Anstrengung Bewegungen, um wieder zum festen Weg zurückzukommen. Ich wälzte mich und drehte mich und rollte mich wie eine Schildkröte etwa, die auf ihren Rückenschild gefallen ist, und so endlich, von Schweiß dampfend, gelang es mir, wieder auf den Weg zurückzukommen. Mit den bei uns üblichen Skiern kann man durch diesen tiefen Schnee nicht hindurch. Ich habe jetzt Tungusenschneeschuhe, sie sind einen halben Fuß breit und fünf Fuß lang, sind ganz mit glattem Fell bezogen und unwahrscheinlich leicht. Sie sehen aus wie die Skier auf den ältesten Abbildungen der Nordländer.

Pirowo, am 3. Advent 1915

Seit einer Woche etwa hat es nicht mehr geschneit, aber es ist sehr kalt geworden. Wenn ich aus meinem Hause heraus ins Freie trete, dann drängt sich hinter mir her eine weiße Dampfwolke. Es ist die warme und feuchtere Luft des Raumes, die in der trockenen Kälte zu Eis erstarrt. Ueber der Türe hat sich davon eine weiße Schicht gebildet wie eine Perlenkrone.

Wenn ich aus einem Becher Wasser in die kalte Luft schleudere, fällt das Wasser in Eisklümpchen herunter. Morgens sind es etwa 50° Frost. Der Mond ist im Abnehmen und geht später auf. Um drei Uhr ist es schon Nacht. Der Himmel ist klar und tief wie schwarzer Samt, und die Sterne leuchten und funkeln in erhabener Pracht.

Ich war bei den Kapkanen. Ein fetter Schneehase hatte sich gefangen. Es waren auch Fuchsspuren da, aber die Füchse gehen nicht an die Strychninnüsse, während die meisten gesunden Nüsse aufgeknackt sind. Der Schnee ist jetzt schon etwas fester, jedenfalls komme ich mit den neuen breiten Schneeschuhen gut durch den Wald.

Als ich mich im Jenisseisker Gefängnis von Dj. trennen mußte, gab er mir einen kleinen Zettel mit. Ein halbes Blatt, aus einem Schreibheft gerissen: «3. Okt. 1915. An den Genossen St. in Turuchansk und die Gen. unterwegs. Empfehle euch den Gen. N. N. St. A. A. Dj.» Dies Blättchen ist mein einziger Ausweis, denn alle Dokumente der politisch Verschickten bleiben auf den Gouvernements-Kanzleien liegen. Und dies Blättchen ist ein Sesam-öffne-dich.

Fortsetzung Seite 82

DREI TRÄUME

Von ERIKA SCHLEGEL

Das Felsental

Ein Tal lag vor mir, öde und kahl, von Felswänden gerandet. Wohl spielten gelb-grün-violette Töne auf dem zerklüfteten Stein, doch war die Lichtquelle, die dies Spiel bewirkte, nicht zu erkennen. Der Himmel war grau überwölkt.

Der Weg, der sich über die Talsohle schlang, war dicht mit blauen Kieseln übersät und zog sich in wechselvollen Schwüngen wie ein blaues Band dahin. Nichts bewegte sich, nichts tönte, nichts flog. Wohin führte die blaue Straße?

Mit einemmal wurde die große Stille vom Hufschlag eines Pferdes gebrochen. Ein edles Tier, ungesattelt und ohne Halfter, erschien am Vorsprung eines Felsens und kam federnden Ganges den Weg daher. War der Widerschein der blauen Steine so heftig? Das Fell des Pferdes glänzte saphirblau, nur Mähne und Schweif waren schwarz.

Furchtlos ging ich ihm entgegen. Es stand dicht vor mir still. Da brach mit dem Entzücken über die Erscheinung eines lebenden Wesens der Schmerz über langes Einsamsein aus mir. Ich legte den Arm um den Hals des Tieres und weinte fassungslos. Es hielt still und neigte seinen Kopf mir zu. Ich spürte das Blut in seinen Adern klopfen, sein Atem berührte mich.

Da griff ich nach der schwarzen Mähne, auf der meine Tränen glitzerten, und schwang mich auf seinen Rücken. Nun nahm das Pferd seinen Gang auf der blauen Straße wieder auf und trug mich in der Richtung, in der ich gekommen, weiter, immer weiter durch das stille Tal.

Am Fuß eines hochgetürmten Felsens wölbte sich eine schattige Höhle. Darin lag schlafend ein ungeheurer silberweißer Stier. Er schlief, als ob er seit Jahrhunderten schliefe. Was aber würde geschehn, wenn er erwachte? Wenn er die einsame Reiterin auf dem blauen Pferde wahrnahm? Gewiß würde er sich auf seinen starken Beinen erheben, das Pferd angreifen und ihm die kurzen, schwarzen Hörner in die Flanken bohren. Ging nicht ein leichtes Zucken durch die Glieder des mächtigen Tieres? Blähten sich nicht, kaum wahrnehmbar, seine Nüstern? War mein blaues Pferd schnell genug, mich in den hohen Fels hinaufzutragen, wohin der Stier nicht zu folgen vermöchte?

Ganz unverhofft machte das Tal eine Wendung, die Höhle entschwand meinem Blick. Der Stier folgte nicht. Doch hatte das Pferd die Straße schon verlassen, um einen steilen Pfad am Felshang zu erklimmen. Hoch oben mündete er in eine grasbewachsene Mulde, die von einem Bogen rötlichvioletten Lichtes überwölbt war. Drei goldfarbene Fohlen spielten auf dem grasigen Grund. Grüne Schatten waren um ihre Mähnen und Schweife. Wie ein Dreiklang himmlischer Heiterkeit war das Spiel der jungen Tiere. Sie achteten unser nicht.

Das blaue Pferd umschritt die Rundung der Mulde und trat auf einen schmalen Höhengrat hinaus. Senkrecht fiel der Fels zu beiden Seiten in die Tiefe ab. Aber mit wunderbarer Sicherheit schritt das Pferd über den Grat dahin, bis es an felsige Stufen kam, über die es mich wiederum hinab in den Talgrund trug. Mit Bangnis und Verwunderung sah ich, daß das Tal durch ein riesiges graues Tor abgeschlossen war, das keines Menschen Hand je zu öffnen vermöchte.

Das Tor wurde von einem sehr großen weißen Hunde bewacht, der ein seltsames Spiel mit weißen Steinen trieb. Bald häufte er, bald verstreute er sie, bald schob er sie mit den Pfoten vor sich her. Manchmal auch trug er sie zwischen den Zähnen weiter weg, um sie alsbald wieder zurückzuholen. Und immer wieder legte er sie, neu geordnet, vor sich hin, wie wenn er eine Figur herausfinden müßte, die zu erraten schwierig war.

Wird, wenn er das richtige Zeichen gefunden hat, das Tor aufspringen? Und werde ich das Tal verlassen müssen, wo ich auf eine kurze Spanne Zeit geborgen war?

So fragte ich mich. Aber unversehens war ich zur Erde geglitten, und das blaue Pferd stob davon.

*

Das Kornfeld

Ich ging im Traum den schmalen Weg durch ein Kornfeld. Der Halm stand sehr hoch. Die der Reife nahen Aehren streiften meine Schulter mit einem Geräusch, das seltsam metallen tönte. Die heiße Luft war von geheimer Bedrohnis gespannt — ich wagte kaum mich umzusehn.

«Wenn du bis zum Ende des Feldes geradeaus siehst und niemals zur Seite hin, bist du gerettet», sagte ich zu mir.

Doch die Bedingung einzuhalten, war schier unmöglich. Immer deutlicher fühlte ich den Blick unzählbarer schwarzer Augen auf mich gerichtet, die von überallher meinem Gange folgten.

«Wenn du bis zum Ende des Feldes geradeaus siehst und niemals zur Seite hin...»

Aber der Blick der schwarzen Augen bedrängte mich aus wachsender Nähe. Er lief über die Haut meines Körpers, die sich gelblich färbte, und fleckte sie mit fremddunkeln Zeichen.

«Wenn du bis zum Ende des Feldes geradeaus siehst, bist du gerettet...»

Ich konnte mir nicht mehr glauben, denn es waren jetzt meine eigenen Glieder, die in der Bewegung des Weiterschreitens jenes metallische Geräusch erzeugten, wie wenn schmale Schwerter sich klingend berühren.

«Wenn du bis zum Ende des Feldes...»

Doch wie nur das Ende des Feldes finden? Der schmale Weg zwischen den Aehren hatte sich zugetan.

Und was war meiner menschlichen Gestalt geschehen? Meine Füße blieben der Erde verhaftet und gehorchten meinem Willen nicht länger.

O Schrecken! O Wunder! Ich war in eine Schwertlilie verwandelt, eine gelbe Lilie, von fremddunkeln Augen gezeichnet.

Unter tausend und aber tausend Schwertlilien stand ich und war ihnen bis ins Letzte gleich.

Am hellen Himmel hoch über uns silberte der schmal geschwungene Mond. Erschauernd spürte ich nahende Kühle. Plötzlich fiel ein Schatten über das Feld und verschlang Silber und Helle.

Erntezeit in der Oase El Golea. Photo Schmid

Ein ungeheurer dunkelhäutiger Mann stieg aus der Erde auf, riß mit einem Griff die mondene Sichel vom Himmel und sandte suchend seine Blicke aus.

Reglos harrte das Feld. Wie gut, daß ich, meiner menschlichen Gestalt entbürdet, eine gelbe Lilie geworden war, unter tausend und aber tausend Schwesterlilien und ihnen bis ins Letzte gleich.

Doch der Dunkelhäutige erhob seine Stimme und sprach: «Diese ist es!» Und mit einem einzigen Hieb schnitt er mich von meiner Wurzel ab.

*

Das weisse Gesicht

Ich ging über den dunkelschimmernden Mosaikboden dahin. Verstreut spielten grüne, weiße, violette Töne in dem bronzenen Braun, seltener ein mattes Gold. Mächtige Säulen aus grauem Porphyr stiegen auf, um das lichtgrüne Kuppeldach zu tragen.

Vergeblich suchte ich aus der Anordnung der Säulen zu erkennen, wo ich mich befand. Nirgends war, die Bestimmung des Raumes verkündend, ein Altar aufgebaut, ein königlicher Thron gesetzt oder eine festliche Tafel bereitet. Zart gedämpft fiel das Licht durch die grüne Kuppel ein. Fenster gab es nicht, noch Türen. Es waren, so weit mein Auge reichte, überhaupt keine Wände da.

Ich ging und ging zwischen den grauen Porphyrsäulen über den bronzefarbenen Mosaikboden dahin. Wie so oft spürte ich mit einer Faser meines Seins, daß ich träumte, und hatte doch gleichzeitig die Empfindung unentrinnbarer Wirklichkeit.

Immer neue Säulen schoben sich vor meinen Blick. Ich umkreiste manche von ihnen, um vielleicht die verborgene Gegenwart eines Unbekannten zu entdecken; denn immer mehr begann das ewig Unbegrenzte mich zu bedrängen. Aber jede Säule stand für sich, und nichts verbarg sich dahinter. Angstvoll trieb ich meinen Willen an, das Traumgespinst zu zerreißen; aber was mir in nur flachem Schlafe oft gelungen, gelang mir nicht. Ich blieb die Gefangene des nicht endenwollenden Raumes.

Endlich ergab ich mich und stand still. Der Boden unter meinen Füßen hob und senkte sich leise, wie atmend. Ich kniete nieder und berührte ihn mit flach aufgelegten Händen. Er war sonnenwarm. Dürre Kiefernadeln und herbstliches Buchenlaub mischten ihr warmes Braun. Duftende Veilchen und weiße Blütensterne entfalteten sich. Junge Efeuranken krochen über smaragdene Moospolster hin. Zierliche Schneckengehäuse, bunte Vogelfedern und glänzende Käferflügel lagen verstreut; Perlen goldgelben Harzes und Diamanten aus Tau blitzten auf. Und machtvoll emporgesandt, stiegen die Stämme lebender Bäume auf, die Kuppel lichtgrünen Gezweigs zu tragen. Wald! Wald! wo ich mich in steinernem Raume gewähnt.

Aber das vielfältige Gewirk von Pflanzen und Getier, worauf ich kniete, war seltsam von unten her erleuchtet. Ich suchte es schauend zu durchdringen. Und schaute ein übermenschengroßes stilles Gesicht, das, aus unergründlicher Tiefe emporgehoben, alabastern schimmerte wie einer Göttin Angesicht. Groß und still. Muschelfarben überhaucht, lagen die zart gewölbten Augenlider verschlossen. Verschlossen der schwermütig niedergebogene Mund.

An den Lippen aber hing ein Tropfen rubinroten Bluts. War ich, ihn zu trinken, bestimmt? Ich wagte es nicht. Nun werde ich niemals wissen, ob er mich getötet oder zu nie gelebtem Leben erweckt haben würde...

BEI DEN SKOLT-LAPPEN

Von ROBERT CROTTET

Ich hatte das seltsame Glück, ein Völkchen kennenzulernen, das gewissermaßen im Zeichen eines Goldenen Zeitalters lebt. Ich bin sogar überzeugt, daß diese Leute noch etwas besitzen, was uns längst verlorengegangen ist, etwas Kostbares, von unerhörtem Wert, das einst vor langer, langer Zeit der ganzen Welt gehörte.

Es handelt sich um die Skolt-Lappen — die kleinste Nation der Welt. Sie sind tibetanischer Herkunft, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie die ersten Bewohner Skandinaviens waren.

Nie sind sie Krieger gewesen — so daß ihre viel kampflustigeren Nachbarn sie immer weiter nach dem hohen Norden getrieben haben. Als sie endlich auf diese Weise die Küste des Eismeers erreichten, konnten sie nicht weiter.

Vor dem letzten Kriege lebten sie in Suenjel, im Petsamo-Gebiet, das nun zu Rußland gehört. Heute befinden sich die Skolten in Finnland im Inari-Distrikt, etwa dreihundert Kilometer nordwestlich von Rovanjemi, der Hauptstadt Lapplands am Polarkreis.

Im Jahre 1938 besuchte ich die Skolten zum erstenmal und konnte nicht die Kraft finden, sie wieder zu verlassen. Doch ein Jahr später wurde ich durch den Krieg aus Suenjel vertrieben.

Diese merkwürdige Begegnung mit den Skolt-Lappen verdanke ich Prof. Tanner, einem bekannten Lapplandforscher, den ich in Helsinki traf. «Von allen Urvölkern», hatte er mir damals gesagt, «sind die Skolt-Lappen nicht nur das älteste, sondern auch das feinste. Sie sind ebenso verzaubert und unberührt wie das Land, in welchem sie leben.»

Ich brachte die Beschreibungen des Professors nicht aus dem Sinn, und so machte ich mich eines Tages auf den Weg, der nach dem hohen Norden und zu seinen geheimnisvollen Einwohnern führt. Diesen Weg kenne ich nun fast auswendig, da ich ihn so oft nach dem Kriege wieder beschritten habe.

Noch vor kurzem war ich in den verlorenen Bergen um Inari: eine Winterreise, die ich nie vergessen werde. Ich saß in einer Pulka, einem leichten Schlitten, der nicht einmal zehn Kilo wiegt. Mein Rentier lief durch Wälder und Täler über Hunderte von Seen und vereisten Flüssen. Rings um uns war tiefes Schweigen der Arktis. Ich glaubte fast den Herzschlag meines Rentiers hören zu können.

Wir waren am Eingang eines großen Tals angelangt, als eine Landschaft von so ungewöhnlicher Schönheit sich vor meinen Augen ausbreitete, daß es mir den Atem benahm. Zwar war es eine nackte, vereiste Winterlandschaft, aber ich empfand sie als unerhört warm und nah, eine jener Landschaften, die man zuweilen im

Traume sieht, vielleicht eine Erinnerung an ein verlorenes Paradies, das man auf einmal erblickt. Der Mond war strahlend blau und leuchtete in der klaren arktischen Luft wie ein riesiger Saphir. Jede Tanne war mit Schnee und Eiszapfen bedeckt und glich einem zart geschmückten Weihnachtsbaum.

Die kleinsten der Birken waren verschwunden, doch der Schnee hatte ihre Formen bewahrt. An jedem Baum flimmerten Millionen von blauen Kristallen, die an seinen Aesten hingen wie Schmuck aus einer anderen Welt. Dazu kam noch das Nordlicht, das über den ganzen Horizont hinweg um den Mond herum zitterte wie riesige Blumenblätter um das Herz einer Rose.

Die Skolten besitzen einen tiefen Sinn für das Uebernatürliche, der ihnen wahrscheinlich vom Tibet her im Blut liegt, der aber durch die Magie der Arktis noch gesteigert worden ist. Für die Skolten gibt es keine klaren Grenzen zwischen diesem Leben und dem jenseitigen. Sie glauben, daß sie beim Sterben nur ein wenig tiefer in die Geheimnisse eines noch tiefer verzauberten Waldes eintreten. Sie sind wie arme Kinder, die ihre Nase an eine Fensterscheibe drücken, um einen beleuchteten Weihnachtsbaum im Innern eines Hauses besser zu sehen. So kann man leicht verstehen, daß der Tod für sie nichts Grausames bedeutet.

Eines Tages wurde Kaissa, meine Gastgeberin, schwer krank. Ich war sehr besorgt, da ich wußte, daß sie sehr wohl sterben konnte, und es war mir peinlich zu sehen, wie unbekümmert die übrigen Familienmitglieder schienen. Doch Ewan, einer ihrer Söhne, sagte mir: «Man soll nie weinen, wenn das Jahrhundert eines der Unseren zu Ende geht. Sonst müßte man auch weinen, wenn ein Kind zur Welt kommt. Das Leben ist nur eine Brücke zwischen zwei großen Festen: Geburt und Tod.»

Im Nordlicht erblicken die Skolt-Lappen den Tanz der Toten, die für die Lebenden die Polarnacht erleuchten. Sie glauben, daß die Toten ihnen den Weg zeigen und sie beschützen.

«An einen Toten denken, den wir geliebt haben, ist so, wie wenn man eine Kerze anzünden würde», sagte Kaissa. Nikolaj, ihr ältester Sohn, benahm sich nicht sehr höflich dem Nordlicht gegenüber. Er pfiff und behauptete, das Nordlicht antwortete ihm. Solch eine Haltung dem Leben und dem Tode gegenüber und solch inniger Kontakt mit einer der ursprünglichsten Landschaften gibt den Skolt-Lappen Kräfte, die den meisten von uns unbekannt geworden sind.

Von allen ihren Gaben ist die des Zweiten Gesichts am erstaunlichsten. Es ist bei ihnen noch Sitte, zur Begrüßung die Nasen aneinander zu reiben. Dies erlaubt dem Skolten, den Menschen, den er begrüßt, ganz nah anzusehen. Doch man fühlt, daß er sich damit nicht begnügt. Er geht viel weiter. Er schaut durch die Maske, die wir tragen, hindurch. Da findet er unser wirkliches Ich, was wir wirklich sind und was wir denken.

Jedesmal, wenn ich den Skolten einen Fremden vorführte, entdeckten sie sofort alles über ihn; nicht nur sein Charakter, sondern sein innerstes Leben schien in voller Offenheit dazustehen.

Als ich neulich mit einem von ihnen spazierenging, stellte ich mir die Frage, wie lange ein Brief, den ich von London erwartete, brauchen würde, um mich zu erreichen. Da kehrte sich der Lappe um und antwortete auf meine unausgesprochene Frage: «Vier Tage mit Luftpost!»

Sie können auch ihre eigenen Gedanken mit großer Leichtigkeit projizieren. Kaissa, meine alte Gastgeberin, erklärte eines Morgens, sie hätte überhaupt nichts für mein Frühstück. Sie fügte hinzu, daß sie eigentlich beim Nachbarn gesalzenen Fisch holen sollte. Doch sie blieb ruhig im Hause sitzen. In ihren Augen war ein schlauer, lustiger Ausdruck. Und sie betrachtete mich von der Seite. Kaissa ist eine alte Freundin von mir. Wie alle Skolten besitzt sie feingeschnittene, aristokratische Gesichtszüge, dabei steht sie mit den Füßen aber fest auf dem Boden.

Ich ahnte nicht, was in ihr vorging.

Plötzlich öffnete sich die Tür und der Nachbar trat ein. Er brachte einen Fisch.

Da er uns selten besuchte und fünf Kilometer von uns entfernt wohnte, schien ein Zufall kaum möglich. Und ein wenig später sagte Kaissa mit scheinbarer Gleichgültigkeit: «Ach, ich war heute früh so faul. Da habe ich ihn den Fisch bringen lassen.»

Ein anderes Mal fand ich dieselbe Kaissa, mitten auf dem Wege stehend, dreißig Kilometer von ihrer Hütte entfernt.

Ich wohnte damals bei einem finnischen Freunde, und wir hatten abgemacht, an jenem Tag eine Skolt-Lappenfamilie zu besuchen. Sie lebte zwanzig Kilometer von uns entfernt.

«Geh nicht», sagte Kaissa.

«Warum?» fragte ich. Aber ich wußte: wenn Kaissa mit solcher Bestimmtheit sprach, blieb mir nichts übrig, als zu gehorchen.

Ich war wütend, da es sehr wichtig war, daß wir dorthin gingen.

Nun ist es keine Zauberkunst, das Wetter vorauszusehen, doch wie konnte Kaissa die ganz außergewöhnliche Heftigkeit des Schneesturmes vorausahnen, der uns einige Stunden später überfiel? Es ist klar, daß sie wußte, welch tödliche Gefahr mich erwartete, und sie war gekommen, um mich zu warnen.

Im Jahre 1938, zur Zeit der Münchner Konferenz, hatten die Skolten, die nichts von Politik wußten, seltsame Zeichen im Monde und auf dem Fell der Rentiere entdeckt. Sie waren überzeugt, dies bedeute Krieg, Krieg in einem Jahr, Krieg, der auch ihre Gegend verwüsten werde.

Selbstverständlich werden diese Gaben nicht besonders gepflegt. Die Skolten empfinden sie als ganz natürlich und können sich kaum vorstellen, daß es andere Völker gibt, die sie nicht besitzen.

Ich fühlte mich seltsam frei und glücklich bei den Lappen. Sie verlieren nie eine Gelegenheit, sich zu freuen. Sie zanken nie, weil sie glauben, daß es die bösen Mächte erweckt. Böse Mächte, wie Krankheiten, werden mit einer gewissen Feierlichkeit behandelt. Die Krankheit wird durch Beschwörungsformeln höflich gebeten, den Körper zu verlassen.

Arme böse Geister, denken die Skolten, so traurig für sie, böse zu sein.

Ich glaube, der Hauptgrund für ihr Glück ist eine vollkommene Synthese von Mystik und Realismus. Nach mehreren Monaten bei den Skolten erkannte ich beschämt, daß ich ihnen nichts zu geben hatte, sondern viel von ihnen lernen konnte.

Doch sind sie scheu, und wenn sie einem Fremden begegnen, können sie sich so dumm stellen, daß diejenigen, die sie nicht kennen, sie vollkommen falsch beurteilen.

Wie viele andere sogenannte primitive Völker, fürchten auch sie wirklich nur eines: unsere Zivilisation.

Das ist ein trauriges, ja tragisches Mißverständnis. Der Fehler liegt, nach meiner Meinung, gänzlich auf der Seite der sogenannten zivilisierten Welt. Wir sind von unserer Ueberlegenheit über die «Primitiven» so überzeugt, daß wir ihnen unsere Art des Lebens und Denkens aufgedrängt haben, ohne uns irgendwie Mühe zu geben, sie zu verstehen. Und sie hätten uns so viel geben können, wenn wir es ihnen nur erlaubt hätten.

Ist es zu spät? Ist die Verbitterung, das Mißtrauen, das wir über all die «primitiven» Völker gesät haben, unheilbar?

Ich glaube nicht. In einer Welt, wo nichts mehr sicher ist, wo alle Werte einer Nachprüfung unterzogen werden müssen, beginnt man zu ahnen, daß viele Güter unserer Zivilisation von fraglichem Vorteil sind. Eines Tages, vielleicht, werden wir uns mit Dankbarkeit zu dieser Insel der Unschuld, des Friedens und der alten Weisheit wenden, wo die Menschen noch die Wächter jener Kräfte sind, die wir schon längst im Kampf um materielle Güter verloren haben. * *

RAMUZ, DER RITTERLICHE

Von MARGUERITE JANSON

Es war im November 1940, als ich, am offenen Fenster eines Drittklaßwagens stehend, von meiner Kusine und der Stadt Genf Abschied nahm. Neblig, feucht und trostlos war die Welt, und langsam fraß sich die Abenddämmerung bis an uns heran. In jenen Tagen durfte kein helles Licht mehr nach außen scheinen im Schweizerland, denn wir waren in den Anfängen der totalen Verdunkelung. Und es war alles ein wenig unwirklich und traumhaft, das Zwielicht draußen und das Zwielicht drinnen.

Dem Bahnsteig entlangblickend, wie man es zwischen den Bahnhofworten zu tun pflegt, sah ich einen hohen schlanken Mann daherkommen in Begleitung einer jüngeren Frau. Der Anblick der «Houppelande», des schwarzen Hutes, dessen breiter Rand mir das Gesicht darunter verdeckte, mehr aber noch eine plötzliche Gewißheit in mir ließen mich gedämpft ausrufen: «Voilà Ramuz!» Da hob er im Vorübergehen witternd und aufgescheucht den Kopf, nicht wissend, woher ihm die vertrauten Silben zugeflogen, und ich hatte das Gesicht unter mir, das derjenige nicht mehr vergißt, der es einmal im Bilde gesehen. «Er hat mit den Nasenflügeln quittiert», sagte die untenstehende Kusine lachend. Ich aber hatte nur die Augen gesehen.

Bald darauf fuhr der Zug an, und ich drückte mich im leeren Abteil in die Fensterecke. Als wir den Bahnhof verließen, wurde es heller. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Dichter trat herein. Er entledigte sich seines Mantels, seines Hutes und setzte sich mir gegenüber ans Fenster. Wir blickten beide hinaus in die Nebellandschaft, ich kämpfend mit der Versuchung, den «Farinet» aus dem Koffer zu nehmen und Ramuz um seinen Namenszug zu bitten, kämpfend auch mit der Versuchung, ihm zu sagen: «Je vous connais, je vous ai lu, je vous admire.» Welcher Dichter, und sei er der größte, wäre bei uns so verwöhnt, daß er die bescheidene Huldigung einer Unbekannten verschmähte? Doch ein Weilchen nur, und ich gab alles auf außer dem Willen, sein Schweigen nicht zu stören und den Zauber dieser seltsam losgelösten Stunde ganz einfach zu genießen. Sein Gesicht war schmal und weiß in der zunehmenden Dunkelheit, schmal und weiß waren seine Hände im Schoß gefaltet. Manchmal nur fühlte ich, wie seine Augen hereinkamen und zusammengekniffen, scharf beobachtend auf meinem Gesicht ruhten. Das Zwielicht erleichterte es mir, dieser menschlichen Neugierde ruhig standzuhalten.

Der Zug hielt an jeder Station. Irgendwo brachen mit viel Gerassel, Lärmen und Lachen Soldaten in das stille Abteil ein. Es waren keine jungen Jahrgänge, Bauern wohl aus dem Waadtland mit guten, ehrlichen Gesichtern, und nur der Umstand, daß sie in Uniform steckten, ließ sie sich übermütig gebärden. Sie verloren keinen Blick an den Herrn in der Fensterecke, hingegen musterten sie eingehend die Frau, aus den Augenwinkeln spähend, ob sie zu ihren Witzen auch lächle. Sie tat es, wie es ihre vaterländische Pflicht und auch die Freude an der Heiterkeit der Helden jener Tage war. Als aber die Dunkelheit tiefer wurde, die Witze derber und die guten Familienväter dreister, wandte ich mich ein wenig hilflos wieder dem Fenster zu. Man will Soldaten nicht beleidigen. Aber sie sind wie Kinder: sie kennen kein Maß.

Auf dem Weg zum Fenster begegneten meine Augen Ramuz' Blick. Es war Amüsiertheit darin und auch ein kleines Zögern und Abwägen. Als nun einer der Soldaten rief: «Vous êtes fâchée, Mademoiselle?», da rückte C.-F. Ramuz zur Seite und bedeutete mir durch eine Gebärde, mich zwischen ihn und das Fenster zu setzen. Ich folgte der Einladung, etwas beschämt und wortlos meinen Dank nickend, indes der dicke Soldat flüsterte: «Oh zut, le monsieur est son mari.»

Ramuz lächelte. Er setzte sich schräger und stellte die Schulter vor, so daß ich hinter einem Schutzwall saß und von den Soldaten, die übrigens zu essen oder zu schlafen begannen, nichts mehr sah. Es war nun gegen sieben Uhr und fast völlig dunkel, und nur ab und zu sah ich in einem helleren Schein Ramuz' Augen groß und nachdenklich an mir vorbei auf die dumpfe Scheibe geheftet. Ich wußte: all das würde erst in der Erinnerung Wirklichkeit werden. Jetzt war es ein Traum; wir fuhren gemeinsam durch die Nacht, und er liebte mich, weil er mich beschützte.

In Lausanne stiegen die Soldaten aus. Der Dichter tastete sich in seinen Mantel und setzte den Hut auf, nahm ihn vor mir sehr ernst, fast feierlich zum Gruße wieder ab. Dann verließ er den Wagen. Ich beugte mich vor: sein Hut erschien vor dem Fenster, noch einmal traf mich sein Blick. «Wie lange wirst du noch in der Dunkelheit allein zu fahren haben, Schwester, die schweigen kann», schien er zu sagen.

VOR DEM KIND IN DER KRIPPE

...

Da ich noch nicht geboren war,
Da warst Du mir geboren
Und hast Dich mir zu eigen gar,
Eh ich Dich kannt, erkoren.
Eh ich durch Deine Hand gemacht,
Da hast Du schon bei Dir bedacht,
Wie Du mein wolltest werden.

Ich lag in tiefster Todesnacht,
Du warest meine Sonne,
Die Sonne, die mir zugebracht
Licht, Leben, Freud und Wonne.
O Sonne, die das werte Licht,
Des Glaubens in mir zugericht',
Wie schön sind Deine Strahlen!

Ich sehe Dich mit Freuden an
Und kann mich satt nicht sehen;
Und weil ich nun nichts weiter kann,
Bleib ich anbetend stehen.
O daß mein Sinn ein Abgrund wär
Und meine Seel ein weites Meer,
Daß ich Dich möchte fassen!

PAUL GERHARDT

LONGINES SYMBOL DER GENAUEN ZEIT

Gute Arbeit zu schätzen wissen,
heißt Geschmack haben und Sinn für das Wertvolle

Handle es sich um die Uhr für alle Tage oder um das reichverzierte Schmuckstück, immer ist es der LONGINES daran gelegen, an der Spitze zu marschieren.

Alle LONGINES-Modelle zeichnen sich aus durch erstklassige Qualität des Werks, durch Präzision und außerordentliche Feinheit.

Deshalb ist LONGINES zum Symbol für gute Arbeit geworden.

18 Kt.
Fr. 460.—

18 Kt.
Automatic
Fr. 570.—

LONGINES

ALLE UNSERE MODELLE SIND MIT 17 RUBIS-STEINEN VERSEHEN

Mit einer

MADAS

erhalten Sie den grössten Gegenwert
für Ihr Geld

16 L

Modell 16 e Fr. 1600.— 16 L Fr. 2400.—
20 AV Fr. 3800.— 20 AT Fr. 4400.—

Additions- & Rechenmaschinen A. G.

Bahnhofplatz 9 Zürich Tel. (051) 27 01 33

So strahlend weisse Zähne – wie ist das nur möglich?

Ich verwende jetzt eben PEPSODENT.

Weg mit dem hässlichen Belag! — Sehen Sie doch, wie bezaubernd Sie lächeln können!

Dieser matte, zähe Säure-Belag - eine der Ursachen des Zahnzerfalls - bildet sich fortwährend auch auf Ihren Zähnen. Verwenden Sie PEPSODENT - es entfernt ihn vollständig.

Irium bringt es fertig, diesen hartnäckigen, trüben Belag wirklich restlos, ohne dass Zahnschmelz und Zahnfleisch auch nur im geringsten angegriffen werden, zu entfernen. Und Irium ist nur in PEPSODENT vorhanden! PEPSODENT, die milde Zahnpasta mit dem herrlich frischen Geschmack, wird auch Ihren Zähnen zarten Perlenschimmer verleihen.

Pepsodent

die einzige Zahnpasta mit Irium, macht auch Ihre Zähne schimmernd weiss

Pp. 22

HERMES
HERMES
Die Hermes Portable — ein Weihnachtsgeschenk von bleibendem Wert! Modelle schon ab Fr. 225.—. Verlangen Sie Prospekte oder eine unverbindliche Vorführung.
un paillard fabrikat
HERMAG
Hermes-Schreibmaschinen AG.
Zürich Bahnhofquai 7 Telephon 25 66 98
Generalvertretung für die deutsche Schweiz

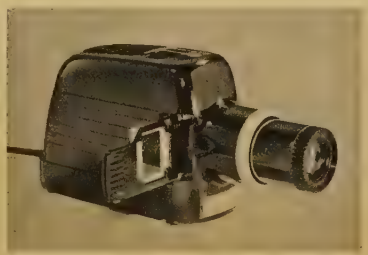
Lassen Sie sich von Ihrem eigenen Urteil leiten

ERPROBEN SIE DEN FORD 1950 AUF EINER SCHWIERIGEN STRECKE

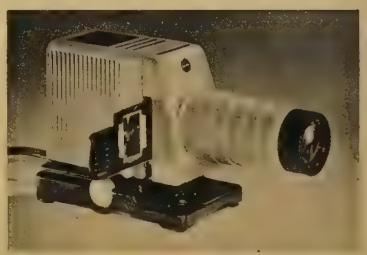
Lobenden Beifall

ernten Sie, wenn auf der Leinwand Ihre Kodachrom-Farbendias aufleuchten. Projizierte Bilder übertreffen selbst die besten Papierkopien. Ja, die Aufnahmen gewinnen in der Projektion so gewaltig an Tonreichtum und Leuchtkraft, daß sie zu einem neuen, großen Erlebnis werden. — Ob farbig oder schwarz-weiß, KODASLIDE-Projektoren enthüllen die volle Schönheit Ihrer Bilder und lassen im Kreise Ihrer Familie oder Freunde köstliche Erinnerungen wiederaufleben.

KODASLIDE 1 A für Dias 5 x 5 cm, ein ausgezeichneter Apparat fürs Heim. Vergütetes Objektiv «Kodak Projection Ektanon» F: 3,5/102 mm Brennweite. Gehäuse aus schwarzem Preßmaterial.
Preis mit Projektionslampe 150 W, ohne Koffer, Fr. 142.-
Projekto-Koffer Fr. 58.-
(plus Steuer)



KODASLIDE 2 A für Dias 5 x 5 cm, fürs Heim und kleinere Vereinslokale. Vergütetes Objektiv «Kodak Projection Ektanon» F: 3,5/127 mm Brennweite. Graulackiertes Gehäuse aus Leichtmetall.
Preis mit Projektionslampe 150 W, ohne Koffer, Fr. 237.-
Tragkoffer Fr. 85.-
(plus Steuer)



«KODAK»-Kleinbild-Projektoren sind in jeder guten Photohandlung erhältlich!

KODAK S. A., LAUSANNE

Création Albert Ryf

Création Albert Ryf

Création Albert Ryf

Création Albert Ryf

Zürich, Nüschelerstrasse neben Studio 4, Telefon 23 55 29 Parfum-Bar

Luzern, im Haus zum Schwanen Telefon 2 81 40

Kräftige Kinder
Banago-Kinder

Ihre Photos bereiten Ihnen doppelte Freude, wenn Ihre Kinder von Kraft und Gesundheit strotzen. Verbinden Sie deshalb das Nützliche mit dem Angenehmen: Geben Sie Ihren Kindern täglich BANAGO zum Frühstück.

Herrliche Bananen, aromatischer Kakao, energiespendender Traubenzucker, lebenswichtige Kalk- und Phosphorsalze, Vitamine B_1 + D: das ist BANAGO!

Sammeln Sie die lehrreichen NAGO-Bilder: Sie sind dem Banago und den Nago-Schokoladen beigelegt.

PW

NAGO Olten

Warum geht die Sonne nicht unter?

Fortsetzung von Seite 30

Der Vergleich der Figur 5 und 6 mit ergänzender Betrachtung der Figur 7 stellt die Verhältnisse nun wortwörtlich ins volle Licht und den entsprechenden Schatten. Die nördliche Eisglatze der Erde steht nicht senkrecht zur Sonne, sondern neigt sich ihr im Sommer etwas zu, so wird sie auch mehr beschienen — bis zum Polarkreisbogen auf der sonnabgewandten Seite. Im Winter ist es umgekehrt. Das ist die einfache und erschöpfende Erklärung der Mitternachtssonne und der Polarnacht.* Wie kommt es aber, daß wir im Bereich des Polarkreises den *ganzen* Sonnenbogen am Himmel beobachten können? Selbstverständlich läßt sich auch für Zürich ein solches Bild aufnehmen, aber dann wird nur ein hoher Halbkreis sichtbar, der bedeutend schiefer zur Beobachterfläche steht, als der nur leicht geneigte «Heiligenschein» von Tromsö. Die Sonne steigt bei uns ja bekanntlich «im Osten» auf und geht «im Westen» wieder unter. Wohin denn? Nun, denken wir uns die Erde einmal gallertig-durchsichtig, daß es zwar abends schon dunkler wird, wir die Sonne aber doch als gelbrötliche Scheibe unter dem Horizont weiterverfolgen können. Erst so erkennen wir, daß sich ihr Tageslauf keineswegs nur auf *unsere* Tagesdauer beschränkt, sondern daß sie 24 Stunden ununterbrochen Tag spendet, daß sie *also auch nachts scheint* — nur eben anderswo! Und zwar vollendet sie jeweils den uns erscheinenden kurzen Winterbogen für unsere Antipoden als Sommerbogen, den langen Sommerbogen entsprechend als Winterbahn. Schauen wir am Aequator durch die gewaltige Gallertkugel, wie die Sonne etwa am 21. März im Westen unter den Horizont sinkt, so sehen wir sie um Mitternacht genau senkrecht unter unseren Füßen im Nadirpunkt der «unteren» Himmelsschale stehen! Verläuft hier in der Schweiz der Sonnenbogen im Süden, so erscheint er unseren Antipoden, unseren Gegenfüßlern von Neuseeland, dagegen im Norden! Die naivsten Fragen sind oft bei weitem die wertvollsten, so etwa die, ob denn für die Australier der Südpol nicht ihr Nordpol sei. Nein, durchaus nicht! Gegen Süden zu kommt man in Australien in kalte Gegenden, dem Norden, dem Aequator zu dagegen in die Tropen und auch ein Australier kann dem Kompaß nachgehen, der auch dort nach dem magnetischen Nordpol zeigt!

Den vielberufenen Sonnenbogen gibt es allerdings in Wirklichkeit nicht. Wenn ich mich in meinem Zimmer um mich selber drehe, kommen alle vier Wände in mein Gesichtsfeld, und sie stehen doch still. Sitzen wir in einem Karussell, so können wir ohne weiteres beurteilen, *was* sich dreht, Karussell oder Umwelt. Das ist bei der Erde anders. Wenn sich die Sonne im Osten erhebt, dann erleben wir nicht, daß sich die Erde in Wirklichkeit ihr entgegendreht, daß wir uns an ihr vorüberdrehen. Da unser Horizont für uns gleich bleibt, scheint es, daß die Sonne wandert. Könnten wir so schnell wie sich die Erde dreht, der Sonne nachfliegen, dann müßte diese stillestehen. Dieser Sehnsucht hat Goethe in einer der herrlichsten Stellen seines «Faust» einen ergreifenden Ausdruck verliehen:

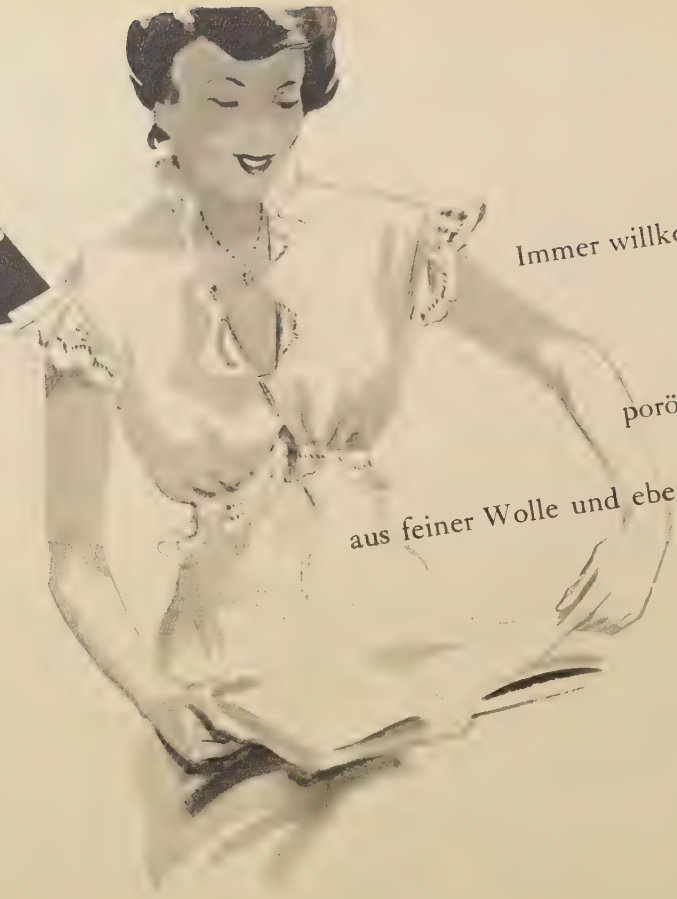
Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonne-Glut
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh im ewgen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nichts hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ewges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.

Fortsetzung Seite 80

* Zu den denkbar schönsten Weihnachtsgeschenken gehört sicherlich ein Globus, eine drehbare Modellerde, eine nie versiegende und versagende Quelle klarer Aufschlüsse über die irdische Heimat, auf der wir um die Sonne fahren. Eine solche Weltkugel sollte in keiner Familie fehlen, und es gehört zu den unvergeßlichen Feierstunden, wenn Eltern und Kinder damit eine Sonnenkerze umwandern, die Entstehung der Jahreszeiten studieren oder etwa das Zustandekommen der Mitternachtssonne oder der Polarnacht. Ein Globus ist das späte, reife Resultat gewaltiger Erkenntnismühen der menschlichen Geschichte, ein Niederschlag unablässigen Ringens um die Wahrheit. Wer ihn studiert, fördert damit nicht nur sein Wissen, sondern erweitert und vertieft auch sein Bewußtsein der Zugehörigkeit zur ganzen Menschheit, er ist das Symbol der one world schlechthin. Man lasse sich doch einmal unverbindlich den Globenprospekt von Kümmerly & Frey in Bern kommen, dem seit langem führenden schweizerischen Hause für alle geographischen Lehrmittel. Da ist der Tellglobus hervorzuheben, der die Illusion der schwebenden Kugel ganz besonders glücklich hervorruft, untadelig in der Herstellung und mit einem Zeitring versehen. Teurer sind die Leuchtgloben, die der nämliche Verlag vermittelt; wem auch die astronomischen Verhältnisse am Herzen liegen, der lasse sich einmal die prächtigen Astrogloben vorführen, an denen die von innen her erleuchteten Sterne strahlen. Indessen gibt es auch zu wieder erschwinglichen Preisen einen Himmelsglobus, bei dem die gelben Sterne auf dunkelblauem Grunde aufgemalt sind. Mögen sich auch dies Jahr unter den Silberkugeln der Christbäume viele solche blauen Weltbälle finden.

Für Ihre Geschenke

HISCO



Immer willkommen sind HISCO-Bettjacken.

Man schätzt ihr leichtes,

poröses Perlastic-Gestrick

aus feiner Wolle und ebenso ihre schmeichelnde Form

und die hübschen Farben.

Hersteller: His & Co A.G., Murgenthal

Pelz
Spezialhaus

Brunner

Limmatquai 4
beim Bellevue

Zürich

Machen Sie Ihr Haar «rassig» ...

Es liegt ein Reiz besonderer Art über kraftvollem lebendigem Haar. Die Männer bezaubert es, weil es rassig-natürlich und zart schmiegsam zugleich ist. Verkünsteln Sie Ihr Haar nie, bringen Sie nur seinen eigenen Charme zur Geltung. Nur pflegen müssen Sie es - nach dem einzigartigen, wohlabgestimmten Schwarzkopf-Prinzip, das reinigt, löst, anregt und Glanz und Rasse verleiht. Schwarzkopf erhält Ihren schönsten Schmuck das Haar jugendlich und gesund.

SCHWARZKOPF

Für trockenes, hartes Haar das wundersame Schwarzkopf-Oelshampoo mit Apfelblüten Fr. -.75.

Für normales oder fettes Haar das beliebte Crèmeshampoo Lanador ab Fr. 1.20.

Für gesundes Normalhaar, blond oder dunkel, das klassische Schwarzkopf-Shampoo, Beutel Fr. -.50 Flüssig ab Fr. 2.-.

Fragen Sie Ihren Coiffeur nach den bewährten Schwarzkopf-Kur- und Spezialbehandlungen.

Doetsch, Grether & Cie. A.G., Basel

Goethe besaß die Sehnsucht, aber nicht die Mittel, sie zu stillen. Heute besitzen wir die Mittel, aber an solcher Sehnsucht sind wir arm geworden. Welcher Flieger hat im Goethe-Jahr diesen Faustflug ausgeführt? Und welcher Goethe-Forscher hat zu ihm aufgerufen? Er ist durchaus möglich. Wenn diese Zeilen zu ihm anregen sollten, so möge der Pilot einen Dichter mit sich nehmen, der ihn auf diesem Flug begleitet. Sie müssen wohl hoch oben einen Breitengrad wählen und doch nicht so hoch, daß sie entweder in die Mitternachtssonne oder in die Polarnacht geraten.

Die Sonne ist weit weg, die Erde sehr groß. Dreht sie sich um sich selbst, so drehen wir am Aequator, in Buenos Aires und in Zürich während der Tagesstunden an der Sonne vorbei und tauchen abends in den Erdschatten. Darum sehen wir nur *einen* Kreisbogen der Sonne, den andern verdeckt die Erde. *Ein Ort dagegen im Gebiete des nördlichen Polarkreises kreist zwar auch mit der Erde um ihre Achse, liegt aber während voller 24 Stunden im Sommer in der Sonne.* Er kann durch seine Lage zwangsläufig *nirgends in den Erdschatten kommen.* Darum sehen wir dort oben nicht ein *Kreisstück, sondern den ganzen Kreis, den vollen «Heiligenschein» unseres Panoramas: die Sonne steht nun auch mitternachts am Himmel!*

Wer um die Weihnachtszeit diese kosmischen Verhältnisse vor sich aufbaut, dem mag doch das Wissen bereichernd ins Erleben strömen. Er mag gemütlich abends im warmen Zimmer sitzen, in der Christbaumatmosphäre und dem Aroma entsprechender Gebäcke und eines besonderen Tabakes — der Keller seines Häuschens liegt akkurat auf der Erdkugel und sein schneebedecktes Dach grenzt direkt ans Weltall. Die Sonne ist heute früh untergegangen, sie zog nur einen flachen Bogen. Die gemütliche Uhr schlägt in Zürich die zehnte Stunde: am Himmel glüht ein Christbaum ohnegleichen von klaren Funkelsternen. Die Freunde in Nairobi, nahe dem Aequator, sind nun schon zu Bett gegangen, es ist dort gegen zwölf Uhr nachts, Pandit Nehru schläft in Kalkutta in der dritten Morgenstunde. Auch Korea und Japan liegen noch im Schatten der Nacht, wenn auch dort schon die Hähne zu krähen beginnen. Dagegen liegt ein traumschöner Morgen über dem Pazifischen Ozean, und in Hawai ist es gerade zehn Uhr in der Früh. In San Franzisko haben die Menschen um ein Uhr ihr Mittagessen beendet und trinken ihren Kaffee. In New York ist es vier Uhr, wer jetzt gerade auf dem Atlantik fährt, hüllt sich in Decken ein und sieht, gegen Westen die Sonne dem Meer zu sinken. Was unser Panorama zeigt, liegt, wie der gesamte nördliche Polarkreis, im Schatten der Polarnacht — jetzt wäre herrliche Gelegenheit, solche Aufnahmen der Mitternachtssonne in der Antarktis zu machen: die *südliche* Erdkuppe liegt ja nun im vollen Schein der Sonne.

Was Buenos Aires betrifft, so war es dort an diesem Nachmittag so sommerheiß, daß sich die Menschen in den *Süd*schatten ihrer Häuser verkriechen und die Nordzimmer mit Stoffstoren vor der Hitze zu schützen suchen. Während wir heute um fünf Uhr nachmittags in molligen Pelzen fröstelten, suchte dort um ein Uhr jeder nach Möglichkeit dem alles schmelzenden Gestirn zu entfliehen. So ist es: Liegt unsere Nordhälfte in Schnee und Eis, so herrscht auf der Südhälfte der heiße Sommer. Auch dies verdanken wir alle der schiefgestellten Erdachse. Sie ist die Ursache der Jahreszeiten und der Mitternachtssonne — die glückbringende Ursache schönster Erlebnisfreuden unseres geheimnisreichen Daseins.

Walter Robert Corti

Der schwarze Maulesel von Aveluy

Fortsetzung von Seite 60

Bis dahin war Jimmy Wright nur halb bewußt gewesen. Des Maulesels Zähne in seiner Schulter erweckten ihn, und er kam mit einem Schrei zu sich. Er erinnerte sich an die Explosion und begriff, wo er sich befand. Einen Augenblick zögerte er, sich zu bewegen, aus Angst, zu entdecken, daß seine Schulter weggeschossen sei. Aber nein, er hatte zwei Arme und konnte sie bewegen. Er besaß auch seine Schulter, denn etwas zog daran mit schmerzender Energie. Er streckte seinen rechten Arm aus und begegnete dem haarigen Ohr seines Retters. «Sonny!» rief er aus. Und er ergriff inbrünstig des Maulesels Hals.

Durch die Stimme seines Herrn beruhigt, zog der große Maulesel seine Zähne aus Wrights Schulter heraus und beschnupperte besorgt den rothaarigen Kopf.

«All right, alter Knabe», sagte der New Brunswicker, schnell überlegend, während er mit der linken Hand sich einen Griff sicherte an des Tieres Kopfzügel. Dann versuchte er, sich aus dem Sumpf zu erheben. Die Anstrengung war erfolglos; eine Welle der Schwärze ging über sein Gehirn. Voller Uebelkeit fragte er sich, ob er irgendeine schreckliche Wunde habe unter der Lehmdecke, und beeilte sich, die Zügel unter seinen Armen zu knoten. Dann rief er nach Hilfe, zweimal, und wieder, bis sich seine Stimme in einem Wimmern verlor und er wieder in Bewußtlosigkeit versank. Der Maulesel versuchte, einen sichereren Halt zu gewinnen auf dem verräterischen Abhang, stand dann, mit den Ohren wakkelnd, und sah mit wohlwollender Genugtuung auf Jimmy herab. So lange nur Jimmy bei ihm war, so lange würden die Dinge schon gut werden. Jimmy würde gleich aufstehen und ihn nach Hause führen.

Geschoß auf Geschoß, pfeifend oder donnernd je nach seiner Art, flog hoch über den Krater, aber der schwarze Maulesel bewegte kaum mehr die Ohren. Seine Augen waren auf den rothaarigen Kopf des bewußtlosen Jimmy Wright

TRICOTS & JERSEYS

ALPINIT

RUEPP & CO. A.G.
SARMENSTORF
(SCHWEIZ)

Schöne Strümpfe — große Freude

**Noch größer ist die Begeisterung, wenn sie Ihr Auge entzücken und dazu noch dauerhaft sind.
Jdewe-Strümpfe aus Nylon, Naturseide oder Rayon scheuen keinen Vergleich mit landesfremden Erzeugnissen in Bezug auf Eleganz und Ausführung. Beim Tragen aber zeigt es sich dann, daß das bodenständige Schweizererzeugnis für die Ansprüche der Schweizerin geschaffen wird, die stets das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden sucht.**

Lassen Sie sich in Ihrem Geschäft den preiswürdigen Nylonstrumpf Jdewe-Silber mit der neuartigen Riviera-Ferse vorlegen. Seine Vollkommenheit wird Sie begeistern.

Jdewe Qualitätsstrümpfe

LABEL

J. DÜRSTELER & Co. A. G. WETZIKON - ZÜRICH

gerichtet. Doch plötzlich zwang ihn eine scharfe Stimme, aufzuschauen. Er erblickte zwei Bahrenträger am Rande des Kraters, voller Sympathie auf ihn und seinen Schützling niederschauend. In zwei Sekunden waren sie an seiner Seite, und geschickt und sachte zogen sie Jimmys Körper aus dem Sumpf.

«Noch nicht nach Westen abgedampft, diesmal», sagte der eine, nachdem er eine sachverständige Hand in Jimmys Jacke hineingesteckt hatte.

Jimmy Wright öffnete die Augen. «Noch nicht, diesmal», sagte er mit dicker Stimme. Dann, seine Gedanken und seine Stimme klärend, setzte er hinzu: «Daran ist dieser alte Argentinier hier schuld — nicht, Sonny?»

«Ein feiner Maulesel, all right», grunzte der eine Träger, indem sie Jimmy auf die Bahre legten und mit ihm mühsam aus dem Krater kletterten.

Deutsch von Melanie Staerk. Aus dem Band «The Wisdom of the Wilderness» (1922) mit freundlicher Erlaubnis des Verlags J. M. Dent & Co., London

Sibirische Tagebuchblätter 1915

Fortsetzung von Seite 63

In Pirowo gibt es eine ganze Anzahl Revolutionäre. Es gehört hier nicht zum guten Ton, zu fragen, woher man kommt und wer man ist. Einige Male war ich mit diesen Leuten zusammen. Es hat mich jedesmal gepackt, im Innersten ergriffen, unter ihnen zu sein, aber trotzdem gehe ich hier weiter allein. Nächste Woche kommen sie zu mir. Nur ein Mädchen, Nadja, kommt nie zu den Zusammenkünften, und sie ist die bedeutendste und schönste von allen.

Als ich nach Pirowo kam, bin ich zuerst zu ihr gegangen. Man hatte sie mir genannt. Ich zeigte ihr meinen Zettel, sie las ihn, musterte mich einen Augenblick, und mit diesem Blick wurde ein Band zwischen uns geknüpft, ein sehr rätselhaftes.

Nadja wohnt nicht weit von hier in einem großen Bauernhaus. Sie hat ein großes schönes Zimmer mit vielen Fenstern mit weißen Spitzengardinen, durch die immer, wenn ich komme, die blasse Wintersonne scheint. Ein anderes Mädchen, Ljuba, öffnete mir und ließ mich hinein. Nadja blieb auf ihrem Sofa sitzen wie eine Fürstin, und — ich konnte nicht anders — ich küßte ihre Hand, als ich sie zum ersten Male sah, und so war es seitdem jedesmal. Ich weiß gar nicht, wovon wir sprachen, nur, daß sie mir beim Abschied sagte, ich sollte bald wieder kommen.

Pirowo, am 4. Advent 1915

Die große Kälte hat nachgelassen. Als ich am Mittwoch hinaustrat, war es so warm, daß ich meinte, es müßte tauen. Aber es waren immer noch 30° Kälte! Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen 50° und 30°! Als es so kalt war in den vorhergehenden Wochen, blieb man am liebsten im Hause. Ich war jeden Vormittag bei Nadja. Sie saß immer auf ihrem Sofa, das mit geblümtem Kattun überzogen ist. Ljuba bringt den Samowar, und wir trinken Tee und essen Warenje dazu und Honigkuchen, die die Mädchen gebacken haben. Aber Tannenzweige und Kerzen oder so was haben sie hier nicht. Nadja ist Petersburgerin, Studentin. Ihre Eltern müssen wohl sehr angesehene und wohlhabende Leute sein. Sie ist immer sehr gepflegt und sauber und gut angezogen, nur ist sie blaß und durchsichtig wie altes chinesisches Porzellan. Sie hat große dunkle Augen mit übergroßen Pupillen, um die ein tiefblauer Rand liegt, blau wie die Säulen aus Lapislazuli der Isaaks-Kathedrale in Petersburg. Das Haar ist dunkelblond und wellig und rahmt das schmale ebenmäßige Oval ihres schönen Gesichtes ein. Immer sehe ich diese Augen, immer sehe ich dies Gesicht, das traurig scheint, selbst wenn es lächelt. Als ich das erstemal bei ihr war, habe ich sie mit Sie angeredet, obgleich das nicht üblich ist unter den Politischen. Sie tat, als hätte sie es überhört und sagte gleich du zu mir. Wie klingt das weich und gut, wenn sie Kolja sagte! Nadja, ja, du! Wie kommst du hierher, hierher ins Dorf Warnruf, das letzte, ehe die Tundren kommen, das letzte bis zum ewigen Eis des Polarmeeres? Wie bist du hierhergekommen? Bist du auch durch die Verhöre der Ochrana geschleift worden, warst du auch in deren dunklen, schrecklichen Zellen, gingst du auch durch diese endlosen, trostlosen Korridore in den Gefängnissen? Schliefst du auch auf einer harten, verwanzten Pritsche, von Läusen überkrochen, gingst du auch im Haufen der anderen Gefangenen, bei Nacht, bei Schneesturm und Regen, zwischen Soldaten? Trugst du in einem Sack, wie wir, dein Leben?

Am Donnerstag kamen die Genossen, wie verabredet, zu mir. Es waren etwa zwanzig, auch fünf Frauen, davon eine mit weißem Haar. Auch Ljuba war da, aber Nadja war nicht gekommen. Ich fragte Ljuba nicht, warum; aber ich war furchtbar traurig. Nur auf Nadja hatte ich mich gefreut. Ich hatte Tannenreisig aus dem Wald geholt und hatte den ganzen Fußboden damit bestreut. Ich hatte überall Kerzen hingestellt, und es sah festlich und romantisch aus. Weihnachtlich. Als ich aber sah, daß Nadja nicht da war, steckte ich die Petroleumlampe an und löschte die Kerzen. Einer hielt ein Referat, ein politisches wahrscheinlich, aber ich war nicht mehr dabei. Erst nachher, als wir noch Tee getrunken hatten und am Boden sitzend die melancholischen Lieder gesungen wurden, da war ich wieder da. Während des Referates kreisten meine Gedanken um Nadja, natürlich, und ich machte einen Plan. Morgen abend, wenn die Mondsichel und alle Sterne wieder im schwarzen Samt des Himmels stehen würden, dann würde ich das schönste Pferd, das ich finde, vor einen Schlitten spannen, ihm Schellen umhängen und vor Nadjas Tür fahren und dann sie beide einladen, Nadja und Ljuba, und dann würde ich sie in die Taiga hinausfahren. Und Freitag führte ich meinen

Pendulettes GÜBELIN

Luzern, um die Zeit der Gründung unserer Firma (1854)

ine, lebendige, vergoldete Schmuckstücke
Intérieurs, aus unseren Werkstätten in
zern.
*n links * Wecker mit Schildpattgehäuse,*
selt nicht aufschreckend, sondern ruft
wohltönendem Glockenklang. Fr. 385.-
*tte * Niedriges Uhrchen, Zifferblatt vorn*
l hinten. Fr. 475.-
*ten links * Der «Glassturz» der Urgroß-*
tter in neuer Form; schlägt Stunden und
Halbstunden. Fr. 825.-
*Untenrechts * Kuppeluhr mit Wecker, ange-*
mer Klang, Antik-Zifferblatt. Fr. 350.-

GÜBELIN *Luzern, Schweizerhofquai 1 Zürich, Bahnhofstraße 37*
Genf, Rue du Rhône 60 St. Moritz, Haus Surselva

Riley
Generalvertretung für die deutsche und italienische Schweiz
(ohne Kanton Bern)
J. H. KELLER AG. ZÜRICH
Bahnhofstraße 1
Tel. 051 / 25 66 58
NUFFIELD PRODUCTS

Plan aus. Sie hatten noch Licht, als ich vorfuhr, und ich brachte mein Anliegen vor. Aber Nadja sagte nein. Sie könne nicht, sie dürfe nicht. Mir stiegen tatsächlich die Tränen hoch. Am liebsten hätte ich geheult. Aber ich sagte, dann sollte Ljuba wenigstens fahren. Und Nadja überredete sie und Ljuba hatte große Lust. So fuhren wir denn, der Schnee stob hinter uns her, die Schellen klingelten, das Licht der Sterne und der Mondsichel leuchtete in Millionen Schneekristallen wieder auf. Ich war furchtbar traurig. Ich wollte Ljuba nichts fragen und ich wußte wohl, daß auch sie Hüterin des Geheimnisses war.

In einigen Tagen ist Weihnachten. Meine Seele ist gespalten. Soll ich mir ein Bäumchen holen, soll ich wie ein Kind diesen romantischen Traum für mich selber spielen? Nun, ist es denn schlecht, schöne alte Erinnerungen an sich vorbeiziehen zu lassen? Zu Nadja will ich nicht mehr gehen, ich kann sie nicht mehr sehen, ich kann vor ihr nicht mehr schweigen. Mein Gott, ich hab' sie so lieb!

Erster Weihnachtsfeiertag 1915 in Pirowo

Was ist alles inzwischen geschehen! Vorgestern früh kam Ljuba plötzlich zu mir, aufgeregt und hilflos. Ich solle rasch zu Nadja kommen. Ich solle sofort den Schlitten anspannen und sie ins Krankenhaus fahren. Das Krankenhaus liegt weit draußen, am anderen Ende des Dorfes. Ein Verschickter ist dort Arzt. Ich lief so wie ich war, ohne meinen Pelz überzuwerfen, zu Nadjas Haus — ich klopfte gar nicht an, sondern stürzte in ihr Zimmer. Da stand sie groß und wunderschön, in ihren fürstlichen Zobelpelz gehüllt. Ich sah, daß sie hochschwanger war — und blieb erstaunt vor ihr stehen. Aber sie nahm nur meinen Kopf zwischen ihre schmalen Hände und sagte: «Kolja, Lieber, Guter — geh jetzt, bring mich ins Krankenhaus.» Ich aber, dumm und verwirrt, dachte nur: wer? wer? Vielleicht zuckte es über mein Gesicht. Und dann rannte ich hinaus. Ich spannte rasch das Pferd meines Hauswirts vor den Schlitten, trug Pelze und Federbetten hinaus. In meinem Kopfe ging es wirr zu, und in meinem Herzen schämte ich mich, weil ich sie fast gefragt hätte: wer?

Ich wollte nichts mehr fragen, ich wollte nichts mehr wissen. Man fragt nicht, woher einer kommt, noch wer er war. — Behutsam half ich Nadja in den Schlitten und behutsam fuhr ich sie ins Krankenhaus.

Gestern war nun Weihnachtsabend. Ich ging hinaus in den Wald und hatte eine Axt mitgenommen. Ich hatte meine Schneeschuhe angeschnallt und ging tief in die Taiga hinein, die hier voll uralter gewaltiger Tannen steht. Ich ging mechanisch an meinen Hasenfallen vorbei und stand plötzlich vor einem kleinen Tannenbäumchen. Schon vor Wochen hatte ich mir gedacht, das gäbe ein Christbäumchen. Alles, was ich tat, war wie im Traum. So nahm ich die Axt und machte mich daran, das Bäumchen abzuhacken. Aber meine Axt prallte ab, wie wenn sie Glas getroffen hätte. Das Holz war durch und durch gefroren. Es waren noch 30° Frost. Die Nadeln brachen ab, und ich wollte fast das Bäumchen stehenlassen und keine Weihnachten feiern. Dann, wie ungewollt, brach das Stämmchen ab, und ich schulterte es und trug es in meine Stube. Es war schon Nacht, als ich heimkam, und niemand hatte mich gesehen. Es war nicht so, daß ich mich schämte, aber doch geschah alles, wie wenn ich dabei ein zweites Leben führte. Eines, das schon längst aufgehört hatte. Ich steckte die Kerzen an den Baum, dann zog ich mich um, wusch mich und rasierte mich. Und dann, als wär es vor vielen Jahren — ach nein, erst vor zwei Jahren —, brannte ich die Kerzen an, ich setzte mich davor — doch als ich das Neue Testament zur Hand nahm, um für mich die Weihnachtsgeschichte zu lesen, da fiel mein Blick plötzlich auf die Schatten an der Wand. Dort hing ein riesiges Elchgeweih. Die Schatten sahen aus wie richtige Geisterfinger, und sie bewegten sich und griffen nach mir. Es war unheimlich. Nein, ich konnte nicht. Ich löschte die Kerzen und ging hinaus. Es war sehr kalt und sehr klar. Alle die alten Sternbilder standen da, alle, die gleichen wie zu Hause. Plötzlich tauchten sie vor mir auf: Meine Eltern, meine Geschwister, die Freunde meiner Knabenjahre. Wer weiß wo, fern war der Krieg. Als sähe ich in einem Augenblick alle zugleich, als wäre alles ganz nahe, als versänke die Zeit. Ich ging hinein. Ich zündete die Kerzen nochmals an und nahm das Evangelium nochmals vor. Die schattenhaften Finger an der Wand schreckten mich nicht mehr.

Pirowo, am 29. Dezember 1915

Ich war heute im Krankenhaus und habe Nadja gesehen. Es ist alles vorbei. Sie lag blaß und durchsichtig und wunderschön in ihrem weißen Bett. Ich kniete davor und küßte ihre Hände. Dann sagte sie: «Ich wollte es dir nicht sagen; es ist jener Mann, an den der Zettel gerichtet war, den du mir am ersten Tage gabst. Erinnerst du dich, wie ich erschrak und dich ansah. Damals wußte ich schon, daß du in mein Leben treten würdest.» Ich hörte schweigend zu und wollte nicht an den andern denken. Und dann erzählte ich ihr, wie es mir am Weihnachtsabend gegangen war. Wie die Kerzen am Bäumchen auslöschten vor den Sternen am Himmel und wie die Geister dann von mir wichen, als ich sie wieder anzündete. «Nadja, ich habe dich lieb, nur dich, ich habe die Toská bekommen, die Sehnsucht nach dir erfüllt mich Tag und Nacht.» «Ja», sagte sie und lächelte und strich mir übers Haar. «Die Toská, das ist unsere Krankheit, wir können ohne sie nicht leben. Ist es nicht aber auch zugleich das Gefühl der Geborgenheit? — Es ist wie das Schicksal, traurig und einsam und süß und schön zugleich. Es ist so, wir fühlen uns nicht wohl, wenn wir einen eigenen Willen haben, wir müssen aufgehen im Etwas. Und nur das gibt uns Kraft zu allen Opfern. Sieh mal, Kolja», sagte sie, «es ist doch überall so: ob in der Kirche oder bei den Schamanen oder auch bei den Revolutionären — sie machen etwas, was sie nicht erkennen. Sie hypnotisieren sich selbst und die Leute. Wir sagen: Religion ist

Lindner

LE COUTURIER DE LA FOURRURE

BALE Freiestrasse 86

ST-MORITZ Palace-Galerie

WENN PAPA

SICH IN EINE DAMPFWOLKE

HÜLLT

und hinter seiner Zeitung steckt . . . glaubt nur ja nicht, er sehe kaum, was um ihn herum vorgeht. Man nehme nur einmal den Teppich vor seinem Fauteuil weg — und ob er das merken würde! Sein Lieblingsstück — seine Augenweide — ist dieser, in seiner Farbwirkung fast unbeschreibliche Kleinteppich . . . ein seltenes Exemplar von

MEYER-MÜLLER

Zürich, beim Central Gleiches Haus In Bern

Opium für das Volk — aber es ist richtig, wir sind alle etwas opiumsüchtig, und wir lieben es, in den Brokat gewickelt zu werden und lieben die Bocksprünge der Schamanen und Zauberer und die Verkünder einer neuen «besseren» Zeit. Wir wissen genau, daß alles Unsinn ist, aber wir werden eben auch von der Toská ergriffen und leiden und lieben sie. Vielleicht seid ihr anders in Europa, ihr kennt etwas, was ihr Treue und Tradition nennt — vielleicht. Aber wir Russen sind wie Wölfe, die man gezähmt hat. Wir gehen wohl auch mit dem Jäger in den Wald. Wir schlagen uns auch für unsern Herrn und sind bereit, unser Leben zu lassen; aber plötzlich merken wir, daß wir Wölfe sind, und wir fallen unsern Herrn an und zerreißen ihn. Und eines Nachts, wenn von der Taiga her die wilden Wölfe heulen, dann reißen wir uns los und fort sind wir. Wir kehren zurück in die Wälder zu den anderen Wölfen. Vielleicht ist es das Blut, vielleicht die Weite unseres Landes — oder die Weite in uns —»

Und ich sagte: «Und vielleicht auch die Geister, die noch in diesen Wäldern hausen und die bei uns vertrieben sind.» «Vielleicht», sagte sie, und ich dachte: Das ist diese Toská, dieses «Vielleicht»...

VERGESSENES GEPÄCK

«Gib gut auf meine blaue Hutschachtel acht», sagte mir meine Frau am Telephon. Sie reiste schon Dienstag in die Ferien, ich sollte Freitag nachfolgen — und das Gepäck mitbringen.

«Ich habe es im Gefühl, daß irgend etwas passieren wird», fuhr Edith fort. «Das letzte Mal ließest du das Reiseradio im Gepäcknetz liegen und das vorletzte Mal deinen Photoapparat unter der Bank, und aller guten Dinge sind drei.»

Ich sagte ihr, daß ich nicht einsähe, warum nun ausgerechnet ihre blaue Hutschachtel an die Reihe kommen sollte; aber sie blieb dabei, eine böse Vorahnung zu haben.

Um ihr zu beweisen, daß die Idee, Dinge, die zweimal geschahen, unweigerlich ein drittes Mal nach sich zögen, Unsinn sei, beschloß ich, diesmal mit dem vollständigen Gepäck anzukommen. Ich machte mir eine genaue Liste der Gepäckstücke, kontrollierte sie sorgfältig beim Verlassen des Hauses, beim Besteigen und Verlassen der Taxis, bei der Uebergabe an den Gepäckträger, bei der Zurücknahme und schließlich im Wagenabteil. Das Gepäck bestand aus dem Reiseradio und meinen Golfstöcken, meinem eigenen Suitcase, drei kleinen, die Edith gehörten, meinem besten Anzug, der im letzten Augenblick, in Packpapier eingewickelt, aus der Waschanstalt eingetroffen war, und der blauen Hutschachtel.

Ich war erleichtert, im Eisenbahncoupé vier junge Geistliche vorzufinden. Diese würden kaum den Speisewagen aufsuchen, folgerte ich, und eine vorzügliche Wache für mein Gepäck abgeben, während ich selber zum Mittagessen dorthin ging. Und ich behielt recht. Zur Mittagszeit holten sie vier Sandwiches aus ihren Reisetaschen hervor und machten es sich zu einem beschaulichen Mahle bequem.

Die Bedienung im Speisewagen ging sehr langsam vor sich, und ich ließ mich mit dem Manne, der mir am Tische gegenübersaß, in ein Gespräch ein. Er sei ein ehemaliger Detektiv, erzählte er mir, dessen Spezialität es gewesen sei, Gentlemandiebe zu entlarven. Während wir die dicke Suppe, die Pastete, die Zwetschgen und die Creme aßen, kramte er allerlei interessante Geschichten hervor. Es kam mir gar nicht zum Bewußtsein, wie lange ich schon im Speisewagen saß, bis ich aus dem Fenster blickend gewahrte, daß wir uns Sommerville, meinem Reiseziele, näherten.

«Ich muß in mein Abteil zurück», sagte ich, «und mein Gepäck bereitstellen. Sie haben mich ganz nervös gemacht mit all diesen Diebesgeschichten; glücklicherweise sitzen in meinem Coupé Geistliche, und mein Gepäck ist ungefährdet...» — Er lachte.

«Wieso wissen Sie, daß es wirklich Geistliche sind?» fragte er. «Gentlemandiebe sind sich bewußt, daß das geistliche Gewand Vertrauen einflößt und verwenden es häufig als Verkleidung.»

Der Zug fuhr jetzt langsam dem Perron entlang, und ich lief eilig durch den Korridor, um plötzlich vor einer verschlossenen Tür zu stehen. Ich hatte eine furchtbare Vision, in der ich die vier Geistlichen sich mit meinem Gepäck davonmachen sah.

Ich sprang aus dem Wagen und stand vor Edith, die mich abholte. Auf dem Perron befanden sich eine Menge Leute; ich faßte meine Frau am Arm und bahnte uns einen Weg dem Menschenstrom entgegen zum Ende des Zuges zurück.

Plötzlich blieb ich erstarrt stehen. Die Wagenreihe war zu Ende. Als ich Waterloo verließ, war der Zug doppelt so lang gewesen; aber unterwegs war der hintere Teil abgehängt worden. Und in jener anderen Hälfte befanden sich die vier Geistlichen und mein Gepäck.

Der Stationsvorstand setzte das Telephon in Bewegung, und einige Stunden später erhielten wir alles wohlbehalten zurück, nur die blaue Hutschachtel fehlte, und ich erinnerte mich, sie zur Sicherheit in den Speisewagen mitgenommen zu haben. Der Billettkontrolleur hatte einen Mann mit schwarzem Schnurrbart und blauer Hutschachtel hastig durch die Bahnsperre gehen sehen. Eigentümlicherweise trug jener Mann, mit dem ich beim Mittagessen zusammensaß, ebenfalls einen langen, schwarzen Schnurrbart.

Aus dem «Punch» vom 5. April 1950. Deutsch von A. F.

Geschaffen, um Sie frisch
und elegant zu halten–den ganzen Tag über

YARDLEY *English* LAVENDER

Sie finden diesen unnachahmlichen, zarten Wohlgeruch auch in der Lavendel-Seife, die
so rein, so mild und gut für die Haut ist,–tatsächlich: *Die Luxus-Seife der Welt*

Fr. 2.25 das Normalstück Fr. 3.60 die grosse Badeseife (doppelte Grösse)

Auch Badesalze–Badepuder–Talkpuder und andere hochwertige Toilettenartikel
Sie finden die Yardley-Produkte in den feinen Geschäften

YARDLEY · 33 OLD BOND STREET · LONDON

Italien

Unvergeßliche Ferien! . . . Von den Schneefeldern der Alpen zum milden Klima der Riviera . . .
in einer poetischen Atmosphäre ehrwürdiger Traditionen . . .

Hotels und Pensionen
sämtlicher Kategorien
zu mäßigen Preisen

Schnelle Verbindungen
in Italien
und mit dem Ausland

ENIT

Auskünfte:
ENIT - Ente Nazionale
Industrie Turistiche,
ROMA, Via Marghera 2

Italienischer Staatsverband
für den Reiseverkehr, Bahnhofstr. 80
(Italienische Handelskammer)
ZÜRICH

WORÜBER MAN IN AMERIKA LACHT

Von HEINRICH RIEDEL

Die beiden Psychiater

Ein berühmter Psychiater der Harvard-Universität führte eine Serie von Experimenten mit einem Schimpansen durch. «Ich bin überzeugt», meinte er zu seinen Kollegen, «ihm mit genügender Geduld so ziemlich alles beibringen zu können. Diesen Nachmittag zum Beispiel werde ich versuchen, ihn das Schlagballspiel zu lehren.»

Am Nachmittag nahm er das offensichtlich kluge Tier in eine der Ballspielhallen der Universität mit, setzte es in eine Ecke und schlug zwanzig Minuten lang unter vielem Hin- und Hergerenn den Ball an eine Wand der Halle. Einigermaßen erschöpft, stellte er dann Ball und Schlagkelle in bequeme Reichweite des Schimpansen, verließ die Halle und schloß die Tür hinter sich zu. Sodann kniete er auf den Boden nieder und äugte durchs Schlüsselloch, um die Entwicklung der Dinge zu beobachten. Was, denken Sie, sah er durch das Schlüsselloch? Ein perliges kleines braunes Auge.

*

Der tapfere Trompeter

Spike Warren war nicht nur als einer der zähesten Charaktere in der Stadt bekannt, sondern auch dafür, daß er eine besondere Abneigung gegen den «Daily Blast» (auf deutsch also «Der tägliche Trompetenstoß» oder «Das tägliche Gebläse») hatte.

Da entsandte der «Gebläse»-Redaktor eines Tages, um der Sache auf den Grund zu kommen, seinen grünsten Nachwuchsreporter aus, Spike Warren zu interviewen.

Dieser Grünling war noch nicht lange fort, als er auch schon seinem Auftraggeber antelephonierte und durchgab: «Als Warren herausgefunden hatte, wo ich beschäftigt bin, schlug er mir die Nase ein und jagte mich die Treppe hinunter.»

«Er soll verdammt sein!» brüllte der Chef. «Geh wieder hinauf!»

Eine Viertelstunde später war das Reporterkücken erneut am Telephon. Seine Stimme war inzwischen merklich schwächer geworden. «Diesmal», berichtete er, «schlug er mir drei Zähne aus, beide Augen blau und warf mich zum zweitenmal die Treppe hinunter.»

«So? Tat er das?» schnaubte der Redaktor. «Nun gerade geh zurück, bis er dir ein Interview gibt! Ich will diesem 'son of a bitch' zeigen, daß er *mich* nicht einschüchtern kann!»

*

Endlich der Richtige

Im Jahre 1944 hatte ein französischer Gutsbesitzer einige amerikanische Offiziere zu einer Kaninchenjagd eingeladen.

Einer von ihnen stöberte dabei ein Kaninchen auf und war eben im Begriff, abzudrücken, als der Franzose rief: «Um Gottes willen! Schießen Sie nicht! Das ist Robert. Wir schießen nie auf Robert.»

Ein paar Minuten später jagte ein anderer Offizier einen weiteren Baumwollschwanz auf, aber wieder sagte der Franzose: «Nein, nein! Das ist Frou-Frou! Es wird nicht gehen, auf ihn zu schießen.»

Endlich kam ein drittes Kaninchen in Sicht. «Nun», rief der Jagdherr, «feuern Sie nach Belieben, Messieurs! Es ist François. Wir schießen immer auf François.»

*

Der Anti-Hennecke

Auf seiner Fahrt nach Kalifornien bemerkte Harper, der bekannte Experte für Leistungssteigerung, einen Indianer, der stoisch auf dem Bahnsteig einer Santa-Fe-Station saß.

Der Anblick gab Harper Mentor-Auftrieb. Er trat heran und erfrischte den Rothäutigen mit den Worten: «Häuptling, warum suchst du dir keine Beschäftigung?»

«Warum?» fragte der Indianer zurück.

«Nun», dozierte Harper ein wenig ärgerlich — es kam ihm vor, als habe er sich eben in die Nesseln gesetzt —, «du würdest Geld verdienen und hättest ein Bankkonto für dich allein. Würde dir das nicht gefallen?»

«Warum?»

«Dann könntest du dich später einmal zurückziehen», schrie Harper, «und brauchtest nie mehr zu arbeiten!»

«Ich arbeite ja jetzt auch nicht», entgegnete der Sohn Manitus dem verdutzten Leistungssteigerer und schloß die unfruchtbare Unterhaltung.

*

Die Anti-Empfindsame

Ein Kentucky-Hinterwäldler sah seiner derbknochigen Frau zu, die, eine Maiskolbenpfeife rauchend, barfuß am offenen Herd stand und in einem Topf herumrührte.

«Am besten stellst du deinen Fuß ein wenig anders hin, Mutter!» schlug er ihr vor, «du stehst auf einer glühenden Kohle.»

«Sag mir, Mann», entgegnete sie, «welchen Fuß?»

***
*

MONSAVON
au lait

Die Schönheit eines Teintes hängt davon ab, wie man ihn pflegt.

Die Haut ist mehr oder weniger sauer. Die alkali-haltige Seife erzeugt manchmal Irritationen oder rote Flecken. Um diesen Unannehmlichkeiten abzuhelfen hat man der Monsavon-Seife Milch beigefügt. (Brevet N° 413998)

Die milchigen Grundstoffe, die in Monsavon enthalten sind machen die Haut zart, rein und geschmeidig und verhindern Irritationen.

Monsavon verleiht der Haut Zartheit und ausgesuchte Weichheit sowie den köstlichen Duft des reinen Berglavendels.

Fr. 1.— + WUST

PARIS — **L'ORÉAL S. A.** — GENÈVE

MELONEN IM DEZEMBER

Von LI SCHIRMANN

Am Spätnachmittag eines wolkenlosen und klaren Dezembertages befand sich Mutlaq auf dem Heimweg. Er hatte in Sinjil eine Menge Einkäufe gemacht und trieb jetzt seinen schwer bepackten Esel zur Eile an, denn er wollte sein Dorf unbedingt noch vor Sonnenuntergang erreichen. Er würde froh sein, wenn er endlich wieder zu Hause sein würde. Er war müde und fühlte sich sehr einsam, denn er hatte den ganzen Tag mit niemandem, außer mit einem Beduinen gesprochen. Der war ein seltsamer Kauz gewesen, der ihm allerhand Weisheiten mit auf den Weg gegeben hatte, nachdem Mutlaq gutmütig sein Brot mit ihm geteilt. Aber jeder wußte ja, daß sich die Beduinen einbildeten, alle Weisheit allein gepachtet zu haben.

Wie Mutlaq kaum noch eine halbe Stunde von seinem Dorf entfernt war, bemerkte er einen großen dunkelgrünen Fleck zwischen den verwelkten Blättern und Büschen eines Feldes. Zu seinem Erstaunen sah er, daß dies eine große, frische Wassermelone war. Sie war wohl bei der Ernte vergessen worden und nun in ihrer geschützten Lage zu ungewöhnlicher Größe herangewachsen. Schon wollte er sie abschneiden und mit nach Hause nehmen, als ihm ein besserer Gedanke kam. «Ich werde sie so lassen, wie ich sie gefunden habe. Ich werde nach Hause gehen, mich waschen und umziehen und dann ins Café gehen. Dort werde ich das Gespräch auf Früchte und Gemüse lenken und eine Wette auf die Melone machen. Ist Allah gnädig, kann ich ganz gut dabei einige Dinare gewinnen.»

Sich selbst zu seinem raffinierten Plan beglückwünschend, eilte Mutlaq nach Hause. Lachend begrüßte er seine Frau Zarifeh und erzählte ihr sofort von seinem Funde und was er damit vorhabe. Kaum war er sich umkleiden gegangen, eilte Zarifeh zu ihrem Freund Omar, um ihm das Geheimnis mit der Melone mitzuteilen. Omar rannte schnurstracks auf das Feld und fand auch wirklich die erstaunliche Frucht. Er brachte sie zu Zarifeh und beide hielten einen herrlichen Schmaus. Danach begab sich auch Omar ins Café.

Als er sich nach einer weitschweifigen Begrüßung auf seine Matte niedergelassen hatte, sagte Mutlaq: «Aber ich sage euch doch, daß es jetzt Melonen gibt, trotz Winter und Regen. Aber wenn ihr mir nicht glauben wollt, so laßt uns wetten.» Alle schwiegen verwundert, nur Omar sagte aufstachelnd: «Ach du Bluffer — nur aus Mitleid mit dir mag niemand deine Wette annehmen. Wahrhaftig! Wassermelonen im Dezember! Was für ein Lügner du doch bist!»

«Bei jedem gelben Haar im heiligen gelben Barte des Propheten!» rief Mutlaq aufgebracht, «wie kannst du es wagen, mich einen Lügner zu nennen. Ich nehme jede Wette von dir an, hörst du, jede.»

«Ganz wie du willst», erwiderte Omar. «Ich werde dir 100 Dinare zahlen, wenn du nur eine einzige Melone vorweisen kannst. — Und was willst du dagegen setzen, Mutlaq?» «Irgend etwas, was dir von meinem Besitz gefällt.» «Nun, ich will mit dir gnädig verfahren und nur die ersten drei Dinge beanspruchen, die ich berühre.» «Abgemacht.»

Mutlaq verließ das Cafehaus und rannte auf das Feld hinaus. Er fand auch die Pflanze unter dem Dornengebüsch, aber wie eifrig er auch suchte, die Melone fand er nicht — und wie sehr er sich auch den Kopf zerbrach, keine Erklärung für das rätselhafte Verschwinden. Unglücklich und mit wankenden Knien schlich Mutlaq ins Café zurück.

Ein Blick auf sein Gesicht sagte genug. Alle verstanden sofort, daß er seine Wette verloren hatte. Omar aber leckte sich die Lippen bei dem Gedanken, daß er unter anderem auch die schöne Zarifeh gewonnen hatte. Mutlaq bat um drei Tage Aufschub, indem er angab, eine dringende Reise vorzuhaben. Sein Wunsch wurde mit beifälligem Gemurmel aufgenommen, so daß es auch Omar angezeigt fand, ihm diese Frist zu gewähren.

Beschämt und zerknirscht schlich Mutlaq nach Hause. Er wagte nicht einmal, seine Frau zu wecken, um ihr sein Unglück zu berichten. Seine einzige, kümmerliche Hoffnung war, daß der Beduine, den er heute getroffen hatte, vielleicht einen Rat und Ausweg wüßte. Schon vor Sonnenaufgang machte er sich auf den Weg, um den Beduinen aufzusuchen.

Am Abend erreichte er Ain Jidi, welchen Ort der Beduine ihm als seinen derzeitigen Lagerplatz genannt hatte. Man führte ihn zu dem Mann, der in Gedanken versunken unter seinem Zelt aus Kamelleder saß. Er erhob sich, küßte ihn, fragte nach seiner Gesundheit und rief nach Kaffee. Verwundert hörte Mutlaq, wie der Diener den Beduinen mit Emir anredete, und endlich begriff er, daß er der Gast des berühmten Emirs Fares war. Während Mutlaqs Finger von Butter und Honig förmlich troffen, erzählte er seine Unglücksgeschichte.

Der Emir saß mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen und hörte aufmerksam zu. Dann sagte er: «Es ist ganz offensichtlich, daß deine Frau dein Geheimnis Omar verraten hat, und ebenso sicher ist es, daß das erste, was Omar in seinen Besitz bringen will, deine Frau sein wird. Deshalb schicke an dem festgesetzten Tage, an dem Omar seinen Gewinn eintreiben will, deine Frau unter irgendeinem Vorwand auf das Dach deines Hauses, vergiß jedoch nicht, die Leiter am Haus angelehnt zu lassen. Wenn Omar nach deiner Frau fragt, weise ihn aufs Dach. In dem Augenblick, wenn Omar die dritte Sprosse der Leiter berührt hat, befiehl ihm Halt und rufe: ‚Du hast deinen Teil erhalten.' Ich werde in diesem Augenblick an deinem Hause vorbeigehen und, falls notwendig, eingreifen.»

Getröstet und guten Mutes machte sich Mutlaq am nächsten Tag auf seinen langen Heimweg und erreichte ohne Zwischenfälle sein Haus. Nachdem er sich

MURALTO

Geschenke aus der

MURALTO

WOHNUNGSEINRICHTUNGEN

NÜSCHELERSTRASSE 24

ZÜRICH

Die hier abgebildeten Einzelmöbel sind nur ein kleiner Teil unserer reichhaltigen Ausstellung. Zu einem freien Besuch sind Sie freundlich eingeladen. Unsere sechs Schaufenster sind bis um 23 Uhr beleuchtet.

Mit dem

«Fliegenden Holländer»

...schnell und bequem nach **52 Ländern**

USA und Kanada • Dichtes Netz in Zentralamerika

Südamerika • Südafrika • Naher, Mittlerer, Ferner Osten

Indonesien • Dichtes europäisches Netz

Ausführliche Auskunft erteilen gerne die Reisebüros und KLM

ZÜRICH Telephon 23 47 06

BASEL Telephon 3 58 74

GENÈVE Téléphone 5 63 06

KLM ROYAL DUTCH AIRLINES

gewaschen hatte, ließ er seine Frau zu sich rufen. «Zarifeh, meine schöne Taube, gewiß hast du gehört, daß ich meine Wette auf diese verflixte Melone verloren habe. Morgen muß ich drei Dinge an Omar abtreten. Ohne Zweifel wird sich eine große Menge von Zuschauern einfinden. Unter diesen Umständen halte ich es für wenig schicklich, daß du dich öffentlich zeigst. Trage deshalb morgen deinen Brotteig aufs Dach. Auf diese Weise wirst du nicht der Schaulust der Menge ausgesetzt sein und wirst in Frieden dein Brot bereiten können.» Zarifeh antwortete fügsam: «Dein Wort ist mir Gesetz.»

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr erschien Omar, gefolgt von einer Schar Neugieriger, die alle bei diesem Handel dabei sein wollten. «Die verabredete Stunde ist gekommen, Mutlaq! Bist du bereit? Und wo ist die schöne Zarifeh?»

Mutlaq wies als Antwort auf das Dach. Omar schaute sich um, erblickte die Leiter und machte sich ohne weiteres Wort daran, die Leiter hinaufzusteigen. Kaum hatte er jedoch die dritte Sprosse erklommen, so rief Mutlaq, so laut er konnte: «Halt! Du hast deinen Teil erhalten!»

Omar erbleichte und schrie zornig: «Was für ein Unsinn!» Die Zuschauer schrien und gestikulierten und waren teilweise für Mutlaq und teilweise gegen ihn. In diesem Augenblick kam ein vornehm gekleideter Beduine vorbei und fragte neugierig, was der Lärm zu bedeuten habe. Man erklärte ihm den Sachverhalt, und beide Parteien kamen überein, ihn als Schiedsrichter anzurufen. Omar wollte sogleich zugeben, daß er die Leiter als erstes der ihm zustehenden Dinge berührt habe. Der Beduine aber sagte lächelnd: «Da doch die Leiter Mutlaq gehört, so gehört ihm auch jeder einzelne Teil. Du hast nicht die Leiter als Ganzes berührt, sondern nacheinander drei Sprossen ergriffen. Meine Meinung ist, daß du bezahlt bist.»

«Was für ein ungerechtes Urteil!» schrie Omar erbost. Dann wandte er sich an die Menge und sagte: «Wollt ihr es zulassen, daß der dümmste aller Beduinen sich über mich und euch lustig macht?»

«Langsam, langsam», unterbrach ihn der Beduine drohend, «ich bin nicht nur der dümmste aller Beduinen, sondern außerdem Emir Fares. Du hast die drei ersten Sprossen ergriffen, und deine Wette ist somit beglichen. Um jedoch von deinem erhöhten Standpunkt wieder auf die sichere Erde zu kommen, mußt du Mutlaqs Leiter benützen. Ich weiß jedoch nicht, ob er dir dazu gerne die Erlaubnis geben wird, nachdem du so schamlos versucht hast, seine Frau zu stehlen. Es ist jedoch möglich, daß er es dir gegen eine Entschädigung von 100 Dinaren erlauben wird.»

Die Zuschauer jubelten über den klugen Entscheid des Emirs und riefen Beifall. Omar aber, weiß vor Wut, warf Mutlaq ein Bündel Geld vor die Füße und verschwand, so eilig er nur konnte.

* * *

DAS LIED DER DINGE

Von JOHANNES HONEGGER

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und sie heben an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Das Lied der Dinge ist ein leises Lied. Leise Lieder werden nur von feinen Ohren vernommen. Wer hat sie? Die Antwort ist seltsam, so seltsam wie die Behauptung, daß Dinge singen. Feine Ohren haben vor allem, glaube ich, Dichter und Kinder. Dichter sind ja eine Art Kinder — Geister mit außergewöhnlich reichen Möglichkeiten des Erlebens.

Aber nicht nur Dichtern und Kindern fällt das Wunder des feinen Gehörs zu. Es ist etwas vom Glückhaftesten am Menschsein, daß andeutungshaft alles in allen lebt. So dürfen wir denn wohl sagen: auch *unsere* Ohren können plötzlich ungeahnt feinhörig werden und unvermittelt das zauberhafte Lied vernehmen. Im Getriebe der Stadt, in der Hetze der Arbeit freilich wird es uns kaum zuteil, obwohl es Glückliche gibt, die es sogar dann hören.

In der Ruhe hörst du das Lied der Dinge am leichtesten. Allerdings: manch einer ruht und hört es trotzdem nicht. Denn die feinen Ohren lassen uns nur von Zeit zu Zeit lauschen. Dann werden wir zu Dichtern, auch wenn wir nicht dichten, dann fühlen wir uns erst recht als Menschen. Dann ahnen wir: so wollte dich eigentlich dein Schöpfer, dankbar horchend.

Was sind denn aber diese feinen Ohren, die das Lied der Dinge hören? Ich bin in Verlegenheit... Schließlich muß ich gestehen: Es sind doch weit eher die feinen Augen als die feinen Ohren. Dein Blick fällt von ungefähr auf irgendein Ding. Es nimmt dich gefangen, du vergissest dich, verbringst, du weißt nicht wieviel Zeit bei ihm und erwachst plötzlich wieder zum Alltag, zu deinem Beruf, deiner Arbeit, und all das, was du erlebt hast, verklingt wie ein feiner silberheller Gesang; das ist das Lied der Dinge.

Du gehst durch die Straßen der Stadt. Vor dem Schaufenster eines Goldschmiedes hältst du an. Da liegt eine ovale silberne Schale. Der Hammer des Künstlers hat den harten Metallglanz in weichen Perlmutterduft verwandelt. Schimmernd senkt sich das Rund in die Tiefe, wo sanfte Reflexe in der gehämmer-

International Watch Co

IWC

FABRIQUE D'HORLOGERIE
E. HOMBERGER-RAUSCHENBACH
CI-DEVANT
INTERNATIONAL WATCH CO.

SCHAFFHOUSE (SUISSE)

In einer solchen Küche bleiben Sie länger jung . . .

Wie viele Stunden, freundliche Leserin, verbringen Sie täglich in Ihrer Küche? Fünf, sieben oder noch mehr? Und wie ist der Arbeitsraum, in dem Sie einen so großen Teil Ihres Lebens verbringen, eingerichtet? Erleichtert er Ihr Werk, verkürzt er Ihre Arbeitswege, schont er Ihre Kräfte? Je weniger Zeit, je weniger Anstrengung Ihre Küche verlangt, desto mehr haben Sie vom Leben, desto länger bleiben Sie jung.

Dürfen wir Ihnen zeigen, wie Ihre Küche aussehen müßte, um alle Ihre Wünsche zu erfüllen? Bitte, treten Sie ein. Schauen Sie sich eine neuzeitliche General Electric-Küche an.

*

An der Wand links steht der vollelektrische *GE-Kochherd* mit seinen leicht regulier- und kontrollierbaren Kochplatten. Unter der Herdplatte, handlich angeordnet: der elektrische Back- und Bratofen, der geräumige Teller- und Plattenwärmer, zwei leicht zugängliche Abteile für Kochgeräte aller Art.

Links und rechts des Herdes sehen Sie große Abstellflächen, die das Rüsten und Anrichten erleichtern. Sie sind mit *Textolite* belegt, einem neuen Werkstoff der General Electric: hitze- und säurebeständig, leicht abwaschbar und widerstandsfähig genug, um auch nach jahrelangem Gebrauch sauber und frisch auszusehen. Darunter: geräumige Kästen und Fächer für Geschirr aller Art.

Die Wand rechts beherrscht der große *GE-Kühlschrank,* in Form und Maß genau auf die GE-Küche abgestimmt. Leicht öffnen sich die Türen. Inwendig: geräumiger Kühlraum, Tiefkühlabteil, glasgedeckte Gemüseschubladen, Butter-Conditioner, Eierkorb u. a. m.

Unter dem Fenster, das Bijou der GE-Küche: Spültrog und vollautomatische *GE-Geschirrwaschmaschine* in praktischer Kombination. Lassen Sie sich zeigen, was sie leistet: sie wäscht das Geschirr einer ganzen Familie innert weniger Minuten blitzblank, spült, stellt ab, öffnet den Deckel — und trocknet automatisch. Fertig ist die ganze Arbeit.

Unter dem Spültrog (unsichtbar) eingebaut der neuartige *GE-Abfall-Vertilger.* Er zerhackt sämtliche Küchenabfälle im Nu zu einem dünnen Brei, der leicht durch die Kanalisation abfließt. Keine verstopften Abflüsse, kein übelriechender Kehrichtkübel mehr!

Auf den Abstellflächen zeigen wir Ihnen einige bewährte GE-Küchenhelfer: die moderne Kaffeemaschine, den vielseitigen Mixer, den schmucken Toaster. Und noch ein praktisches Zubehör: die vollelektrische Küchenuhr. Sie lässt sich auf bestimmte Kochzeiten einstellen und gibt im rechten Augenblick Signal.

*

So, freundliche Leserin, könnte Ihre Küche aussehen: wohnlich, blitzsauber und zweckmäßig. Sie gewinnen Zeit, ersparen sich ungezählte tausend Schritte, schonen Ihre Kräfte — Sie bleiben länger jung.

Wieviel wäre Ihnen eine solche GE-Küche wert? Gerne zeigen wir Ihnen Wege, die Ihnen helfen, Ihre Küche neuzeitlich zu planen und sie allmählich, Stück um Stück, einzurichten. Bitte, telephonieren Sie uns!

GENERAL ELECTRIC

Generalvertretung und Service

NOVELECTRIC AG. ZÜRICH

Claridenstraße 25 Telephon (051) 239766

Regionalvertretungen in der ganzen Schweiz

ten Oberfläche verdämmern. Das Ganze erscheint wie eine silberne Muschel, deren matter Silberglanz den Blick mit lebendigem Licht erquickt, so daß das Auge immer und immer wieder den sanften Rundungen entlang gleitet. Ganz verloren stehst du da, und doch weißt du, daß du dich selber gefunden hast. So fern war dir die Straße mit ihrem Lärm noch nie; du aber bist für Augenblicke zu einer besseren Wirklichkeit erstanden. Wenn das feine Lied verhallt, zögert dein Fuß zuerst, dann nimmst du Abschied. Du hoffst auf ein Wiederfinden, ohne besitzen zu wollen. Vielleicht glückt dir das Wiederfinden, vielleicht wird es aber nur ein Wiedersehen, dem das Lied fehlt; denn, wenn irgendwo, hier wird es dir bewußt: du steigst nie zweimal in denselben Fluß.

Hast du das Lied der Dinge einmal gehört, möchtest du es immer und immer wieder hören. Geh ans Wasser, ans Ufer eines Sees! Schau auf das nie Ruhende, ewig sich Kräuselnde, das sich in immerwährender Bewegung unmerklich atmend hebt und senkt, laß dich einsingen von dem unaufhörlichen weichen Hin und Her, Auf und Ab; du verlierst dich ans Wasser, so wie du dich an einem blauen Frühlingstag an eine kleine weiße Birke mit feinem Geriesel hängender Zweige verlieren kannst, so wie du dich verlierst an das Filigran einer weißen Löwenzahnkugel oder an die feinen silberglänzenden Haare in der Kehle einer Iris.

Indem du das Lied der Dinge hörst, verlierst du dich selber, aber du gewinnst ein ganzes neues Stück Welt. Der Philosoph würde vielleicht sagen: «Du erlebst die Idee des Dinges.» Freilich, ich bin kein Philosoph, und mir ist das Ding, gerade so wie es vor mir steht, in seiner ganz besonderen Form und Farbe, in seiner Bewegung oder Ruhe, seinem matten Schimmer oder lebhaften Glanz, so wie es das Auge liebkost, köstlicher als seine Idee. Es erscheint in diesem Augenblick eingebettet in die große Schöpfung. Du siehst es als Kreatur vor einem unendlichen Hintergrund. Es strahlt mit einemmal eine ungewohnte Lebensfülle aus. Und indem du das Lied des Dinges vernimmst, wirst du selber ein anderer. Du fühlst dich so frei, so glücklich, so beschenkt. Du fühlst dich reich, neugeboren. Wer ergründet, weshalb dem so ist? Ich für mich glaube, im Lied der Dinge jenes andere große Lied zu hören, das die Erzengel von der Sonne singen:

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner sie ergründen mag,
Und alle deinen hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Das kleine Ding wird plötzlich zum Bevollmächtigten der Schöpfung, jenes unergründlich ewig neuen Schaffens und Werdens. Du selber aber atme, lasse dich vom Lied der Dinge durchdringen, damit es deine Seele jung und neu mache wie die eines Kindes.

So viele suchen Zerstreuung nach der Arbeit. Wo findet sie der Mensch reiner, erquickender als im Lied der Dinge; denn die Dinge der Natur sind noch weit tiefer, weit unergründlicher als das, was der Mensch schafft. Die größten Dinge stehen allen offen. Laß es dich nicht verdrießen und lerne sehen, damit dir die Dinge singen. Dann kehrt eine Größe und Weite bei dir ein, deren du auf andere Art nicht teilhaftig wirst, eine unaussprechliche Einheit mit der Schöpfung, in der du dich selber wiederfindest. Das Lied der Dinge wird zu deinem besten Verbündeten im Kampf gegen Vermassung und Verstädterung, gegen die Loslösung deiner Existenz vom Bewußtsein deiner Verbindung mit dem All.

Dem Dichter wird das Lied der Dinge zum eigenen Lied; mit seinem Lied rechtfertigt er seine Versunkenheit in die Dinge.

Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelst, schmückt sich Zeit und Ort,
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit. (Goethe)

* *
*

FLÜCHTLINGE

Von GUSTAV VON FESTENBERG

Manchmal gegen Abend kam sie zu ihm. Seine Kammer war nicht größer als die ihre, aber er hatte ein wenig Holz und sie hatte keines. Und es war kalt. — Das erstemal setzte sie sich auf den Stuhl neben der Tür, als ob sie nicht zuviel von der kostbaren Wärme für sich in Anspruch nehmen wollte. Aber er lud sie ein, mit dem Stuhl an den Ofen zu rücken. Brannte das Feuer bereits, so legte er (gleichsam ihr zu Ehren) ein besonders derbes Scheit nach. War der Ofen kalt, machte er sich daran, einzuheizen, sobald sie erschien. Umständlich und aufmerksam stopfte er zuerst Zeitungspapier in die kleine Oeffnung, schob trockenes Reisig nach und dann strich er ein Streichholz an, meist so heftig in seinem Eifer, daß der Kopf absprang. Niemals hatte er Geduld zu warten, bis das Holz richtig Feuer gefangen hatte. «Sie müssen ihm Zeit lassen», sagte sie dann wohl, «bis es den rechten Weg gefunden hat.» Und wenn er sie ungläubig ansah, schob sie ihn mit einer sanften Bewegung beiseite, kauerte sich an seiner Stelle vor den Ofen und nahm alles weitere in die Hand.

Später überließ er ihr das Einheizen, das heißt, er wartete damit, bis sie kam. Sie tat alles mit stillen, behutsamen Bewegungen, als wünschte sie, dem Papier

Wir rüsten
zum Wintersport!

Zum vollen Genuß wird das Skifahren erst in der bekannten «Olympia»-Keilhose, der einzigen Keilhose, die in der Kniepartie nicht spannt! Sie ist eine der beliebten PKZ-Spezialitäten und wird gerne mit einer modernen Windbluse, einer rassigen Lumberjacke, der farbenfrohen «Sun Valley»-Après-Ski-Jacke oder einer warmen Canadienne kombiniert getragen.

Die PKZ-Olympia-Keilhose, Canadiennes in modischen Farben, sowie Après-Ski-Hosen für Damen sind unsere letzte Neuheit!

Die PKZ-Sportkleidungen sind von Sportlern für Sportler geschaffen!

BASEL BERN BIEL LA CHAUX-DE-FONDS FRIBOURG GENÈVE LAUSANNE LUGANO LUZERN NEUCHATEL PAYERNE ST. GALLEN WINTERTHUR ZÜRICH 1

nicht weh zu tun, wenn sie es ballte, und dem Reisig, wenn sie es brach. Fing der Ofen dann zu rauchen an, lächelten sie einander zu, als ob es sich um eine besondere Gunstbezeigung des Schicksals handelte.

Eines Abends blieb sie bei ihm. Es war nicht das große Glück, es war eher, als ob sie einander eine schmerzhafte Wunde stillten. Nachher weinte sie ein wenig an seiner Schulter. — Nun kam sie täglich abends nach der Arbeit, heizte ein, kochte ihm etwas zum Nachtmahl, und wenn er gegessen hatte, aß sie, was übrig war, von seinem Teller. — Sie waren nicht aus derselben Gegend, eines kannte das Dorf des anderen nur vom Hörensagen. Aber angesichts der ungeheuren Entfernung, die sie von der Heimat schied, schmolzen die beiden Gegenden in eins zusammen. Sie sprachen auch nicht ganz denselben Dialekt. Zu Hause würden sie einander für Fremde gehalten haben. Inmitten der anderen Sprache war jeder Laut der eigenen ihnen lieb und vertraut. Mascha erzählte nicht viel von daheim; aber was sie erzählte, erzählte sie, indes sie in die kleinen glühenden Augen des Eisenofens starrte wie in die Augen eines Fabelwesens. Mit fünfzehn Jahren hatte sie ihr Haus verlassen. Die Eltern waren gestorben, zuerst der Vater, dann die Mutter. Sie hatte auf Feldern gearbeitet und in Fabriken, großen und kleineren, immer zwischen fremden Menschen. Als sie achtzehn war, verführte sie ein Soldat; wäre sie weniger ehrlich gewesen, würde sie wohl behauptet haben, er habe sie vergewaltigt.

Zdenko hörte ihr zu, rauchte eine Zigarette und streifte die Asche vorsichtig ab, ehe sie zu lang wurde. Er vermied es, unnötigen Schmutz zu machen, seit Mascha ihm die Kammer in Ordnung hielt. Ehe er sie kennengelernt, hatte er oft mit seinem Schicksal gehadert. Ihre duldsame Bescheidenheit tat ihm wohl. Ich liebe sie nicht, dachte er, aber es läßt sich gut mit ihr leben. — Gegen Frühjahr überlegte er, ob er sie heiraten solle. Dann entschied er sich zu warten, bis sie ihm eröffnen würde, daß sie in anderen Umständen sei. Das war dann gewissermaßen eine Nötigung, der er nachgab. Sie sollte nicht glauben, daß er sie haben wolle. Aber sie eröffnete ihm nichts.

Der kleine Ofen rauchte von Tag zu Tag ärger. Doch jetzt freuten sie sich nicht mehr darüber. «Die Sonne scheint in den Kamin», sagte Mascha, «es hat keinen Sinn mehr, zu heizen.» Es war Frühling. Einmal meinte Zdenko, ob es nicht praktischer wäre, wenn Mascha ihr Zimmer aufgäbe. Wenn seines sich als zu eng erwies, konnten sie ein größeres nehmen. Es werde noch immer billiger kommen als die zwei. Mascha wies diesen Vorschlag nicht zurück, aber sie glitt darüber hinweg. Und Zdenko war zu stolz, um seine Bitte (denn das war es) zu wiederholen. Es wäre ihm wie das Eingeständnis einer unmännlichen Schwäche erschienen.

Im Sommer blieb Mascha einige Tage aus. Er ging in ihr Haus, fragte, ob sie krank sei. Sie war in der Arbeit. Am vierten Tag stellte er sich gegenüber ihrem Haus auf. Sie kam in Begleitung eines fremden Mannes. Natürlich hatte sie Zdenko von weitem gesehen. Vor der Tür verabschiedete sie den Fremden, machte Zdenko ein Zeichen zu warten und verschwand in den Hausflur. Nach fünf Minuten erschien sie wieder, lief zu ihm über die Straße. Zdenko, glühend vor Zorn, wollte ihr seine Meinung sagen; sie legte ihm die Hand auf den Mund. Der Fremde wollte sie heiraten, wollte sie in sein Land mitnehmen übers Meer, zu Ende des Jahres. Endlich würde sie wieder eine Heimat haben. Was sollte Zdenko darauf erwidern? Schließlich fragte er: «Liebst du ihn denn?» Da sah sie ihn mit einem traurigen Lächeln an.

Den Abend vor ihrer Abreise kam Mascha, von Zdenko Abschied zu nehmen. «Warum ist es kalt bei dir?» fragte sie. Und als ob sie erst gestern hier gewesen wäre, kauerte sie sich vor den Ofen und machte auf die nur ihr eigene Art Feuer. Zdenko sah ihr zu. Es war nur wenig Holz da. Solange Mascha bei ihm gewesen war, hatte er oft eine Mahlzeit überschlagen, um Holz kaufen zu können. Er wußte, Wärme war ihr mehr wert als Essen und Trinken. Er für seine Person konnte auch in Kälte leben. Nun begann der Ofen zu rauchen, daß es in den Augen biß. Er fühlte, wie sie ihm übergingen. Und nun erhob sie sich, das Holz prasselte, und zog sich den Stuhl heran. Lange sprachen sie kein Wort, taten, als lauschten sie auf die erregte Auseinandersetzung des Feuers mit dem Holz. Dann sagte Zdenko: «Warum tust du es eigentlich?» — «Was sollte ich sonst tun?» fragte sie mit ihrer sanften Stimme zurück. «Ich muß eine Heimat haben, verstehst du das nicht? Und du, du hast mich doch nicht brauchen können. Er sagt, er braucht mich. Er ist einer, der noch eine Heimat hat.» Zdenko spürte, daß ihm das Sprechen schwer wurde. Aber trotzdem, es mußte gesagt werden. «Und du und ich, wir hätten uns keine Heimat sein können?» Sie stand auf, ganz still trat sie zu ihm, der auf seinem Bett saß, und strich ihm über Stirn und Haar. «Du und ich», sagte sie leise, «du und ich, wir sind ja die Heimat. Aber du hast mich nicht gehalten, und ich habe dich losgelassen. So ging sie verloren.» Er streckte den Arm nach ihr aus. Da wich sie zur Tür zurück. Und von dort, die Hand auf der Klinke, sagte sie kaum hörbar: «Und er wird dem Kind ein guter Vater sein.» Zdenko sprang auf. Aber sie war schon draußen. Er rannte hinter ihr her. Sie war fort.

Ein Jahr ist seitdem vergangen. Zdenko denkt nur noch selten an Mascha. Er hat sie wohl niemals wirklich geliebt. Und sie, sie tut nichts dazu, seine Erinnerung wach zu erhalten. Nicht einmal hat sie geschrieben. — Wieder ist es Winter. Der kleine Eisenofen raucht. Aber niemand lächelt ihn glücklich-dankbar an. Vielleicht lebt Mascha in einem Haus, in dem es überhaupt keine Oefen gibt. Vielleicht braucht sie nie mehr Feuer zu machen, vielleicht dreht sie nur einen Schalter, drückt auf einen Knopf. Aber kann man einen Knopf, einen Schalter dankbar oder glücklich anlächeln? Ein Ofen ist ein Wesen wie wir. — Und was die Heimat anbetrifft, so kann nur der Mensch dem Menschen Heimat sein. Alles andere ist Einbildung.

* * *

Hallo ... arosa

DER WUNSCHLADEN

Von C. C. MARVIL

In einer überraschend stillen Gegend der brodelnden Stadt, inmitten einer der vergessenen Straßen des Innenviertels von Cleveland, Ohio, wurde die Ecke eines unscheinbaren älteren Wohnhauses neu ausgebaut. Hinauf bis zum ersten Stock reichten, nur von ganz schmalen Rippen aus chromiertem Metall voneinander getrennt, große breite Glaswände. Es machte den Eindruck, der Raum dahinter sei nur eine plötzliche Erweiterung der dämmrigen kurzen Straße, denn schon aus der Entfernung von zehn Schritten waren die polierten Riesenscheiben im farblosen Schatten dieser düsteren Enge unsichtbar. In den umliegenden Häusern gab es keine Läden, und wenige Passanten zirkulierten auf dem schmalen Gehsteig.

Als das Glasgehäuse fertig war, bekam der weite, hohe Raum einen freundlichen farbigen Linoleumbelag. Zwei Türen, eine schmale und eine doppelflügelige breite, waren in die Rückwand eingelassen. Die glatten Wände, in sanftem Hoffnungsgrün gestrichen, zeigten keine Einbauten, keine Regale. Doch Beleuchtungskörper wurden schon in den nächsten Tagen montiert; mächtige milchige Kugeln, unregelmäßig aufgehängt um eine ganz große in der Mitte, wie Planetentrabanten eines Sternsystems um ihre Zentralsonne.

Am frühen Abend ergoß sich dann strahlend weißes Licht über die Wände und glitzerte in dem warmen glatten Rotbraun des Bodenbelages. Es war nur nichts da, um solchen Aufwand von Licht zu rechtfertigen, denn der große, tiefe Raum schien ganz leer.

Aber nein, ganz hinten in der Ecke, da wo Schmalwand und Längswand sich begegneten, lag eine Schreibmaschine, halbverdeckt von einem kleinen, funkelnden, weiß emaillierten elektrischen Kochherd. Zu dessen Füßen wurde das üppig gleißende Licht durch ungefähr ein halbes Dutzend schimmernder Plätteisen zurückgestrahlt. Ganz verloren, kaum merkbar lagen diese wenigen Waren in der entferntesten Ecke der erwartungsvollen Leere.

Einige fröstelnde Eilende blieben stehen und wärmten sich an der Vorstellung der behaglich temperierten Luft hinter der Spiegelscheibe: Hellgelbe, in Sonnenfarbe gestrichene, vielversprechende Heizkörper unterbrachen die hoffnungsgrüne Wand in kurzen Abständen. Es war Anfang Dezember und ein früher Winter mit bleiernem Himmel.

Mehrere Tage lang blieb der neue Laden unverändert, dann aber bekam der verwaiste Kochherd viele Gefährten. Nähmaschinen aller Art standen herum, Schreibmaschinen waren drolligerweise darauf und auf den Kochherden aufgebaut. Eine Serie Fahrräder — von ganz winzigen bis ganz großen — reihten sich hintereinander auf, Schlittschuhe und Rollschuhe häuften sich zu ihren Seiten. Einige Kinderwagen und Schaukelpferde ergänzten diese freundliche, häusliche Versammlung, und manches verlangende Auge musterte das bunte Bild. Doch erst jetzt sah man, wie groß, wie geräumig der Laden war, denn noch immer wirkten die aufgestellten Waren wie verlaufene Lämmlein auf der Prärie.

Schon fingen die Kinder auf ihrem Rückweg von der Schule an, vor dem Geschäft haltzumachen. Am folgenden Sonntag, als sie in Begleitung ihrer Eltern ausgingen, bemerkte man zum ersten Male die Radioapparate. Die mannigfaltigsten Modelle bevölkerten die Platten der Kochherde, standen noch über den Schreibmaschinen, auf den Nähmaschinen. Im Vordergrund, über die ganze Länge des Lokales, waren Reisetaschen in Leder und Fiber in jeglicher Ausführung aufmarschiert. Ganz zuletzt, wie der Urvater der ganzen Ansammlung, stand ein riesiger Schrankkoffer.

«Jetzt muß doch der Laden bald eröffnet werden», sagten sich die Leute. «Da gibt es allerhand, was man gern hätte!»

Doch dann schrie ein Kind: «Es gibt ja gar keinen Eingang von der Straße!»

Weder Verkaufsstand noch Kasse waren zu sehen. Doch eine neue Flut der modernsten Kinderwagen und Rechenmaschinen ergoß sich über die geduldige Linoleumfläche, die jetzt nur noch hie und da, braunrot wie ein guter, alter Brandy, durch die letzten Lücken schimmerte.

Wieder einige Tage, und das Bild veränderte sich. Die Schreibmaschinen rückten zurück und machten Platz für kleinere und größere Außenbordmotoren und schöne Werkzeugkästen. Auch elektrische Kochtöpfe, Trost der Junggesellen, rückten in Rudeln an. Allmählich versammelte sich da alles, was für Alltag und Sonntag der Bedarf und der Traum des einfachen Mannes und der braven Hausfrau ist, denn auch Staubsauger und Waschmaschinen vollendeten jetzt die Schaustellung. Alles war blank und wie zum Gebrauch bereit.

Als ich mit meiner Frau und Jackie, vom Kino kommend, vorbeiging, sagte Helen seufzend: «Noch nie habe ich ein Geschäft gesehen, wo alles Nötige und Wünschenswerte so schön beisammen war wie hier.»

EIN AUSERLESENES WEIHNACHTS GESCHENK...

A *Tissot, 18 Kt. Weißgold, Fr. 695.—*

B *Jaeger Le Coultre, 18 Kt. Gold, mit Bracelet, Fr. 2950.—*

C *International Watch Co., 18 Kt. Gold, mit Bracelet, Fr. 1800.—*

... ist eine Uhr von Türler. Sie bereiten damit nicht nur besondere Freude zum Fest, Sie schenken Freude fürs ganze Leben. Lassen Sie sich unsere Kollektion bester Markenuhren unverbindlich vorlegen! Sie umfaßt in prächtiger Auslese die Kostbarkeiten der schweizerischen Uhrenindustrie — vom exklusiven Modell bis zur einfachen soliden Gebrauchsuhr.

A. Türler & Co., Zürich, Paradeplatz | Bern, Marktgasse 27 | New York-City, Fifth Avenue **TÜRLER**

Eau de Cologne

GéoVi

CARESSE · BRIDGE · CUIR · CLASSIC · LAVANDE

«Balade du Soir»

Dr. VIELI BERNE

Fr. 1.45 — 26.50

CHAMPAGNE VEUVE CLICQUOT

VEUVE CLICQUOT-PONSARDIN
1772—1866

Agent général pour la Suisse: **B. Jordan-Vielle, Neuchâtel**

«Ich weiß nicht, mir kommt es ein bißchen wie Kraut und Rüben vor, alles auf dem Boden, keine Gestelle, alles übereinandergehäuft.»

«Das ist es eben!» sagte meine Frau triumphierend, «nichts lenkt die Aufmerksamkeit ab und kein kostspieliges Beiwerk, das dann doch der Kunde bezahlen muß. Nur nützliche, solide Ware.»

Jackie machte sich die Gelegenheit zunutze: «Ich will das dritte Fahrrad von links haben. Das ist genau so wie das, welches Carry gestohlen wurde. Nur das seine war rot und dieses ist gelb. Das hat mir schon immer gefallen.»

Ich zog meine Familie von der gefährlichen Versuchung weg und dachte mir: Wenn das Geschäft zu Weihnachten geöffnet werden sollte, wird jeder das finden, was er sich sehnlichst wünscht.

Schon standen viele Spaziergänger angelockt und begehrlich vor all diesen praktischen Herrlichkeiten. Es war in der zweiten Dezemberwoche, als eine Flut von Photoapparaten die letzten Lücken ausfüllte und drei funkelnagelneue Televisionsapparate als Krönung des Ganzen erschienen. Ein rotes Plakat prangte mitten im großen Fenster:

ERÖFFNUNG ZU WEIHNACHTEN!

Die fröhliche Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Rudel von Kindern belagerten die Scheiben und stritten sich mit Kameraden über ihre Wahl. Mit sorgenvollen Gesichtern standen Hausmütter davor und notierten ihre Herzenswünsche. Väter zählten im Geiste schnell ihre Barschaft nach.

An einem Sonnabend, es regnete einmal nicht, kam es zum ersten Auflauf, da Bobby vom Schlächterladen an der oberen Ecke Jonny dem Maklerssohn von Nummer vierzehn zwei Ohrfeigen verabreichte, weil jeder den gleichen wunderschönen, weißen Zwergradioapparat für sich ausgesucht hatte. Es wurde pro und kontra Partei ergriffen, und die ganze Straße füllte sich mit Schreienden, Gestikulierenden, Lachenden und Schimpfenden und das Postauto konnte nicht durchfahren.

Doch die Gemüter beruhigten sich wieder, alles freundete sich an, jeder erzählte von seinem Herzenswunsch, lobte die Waren, man beriet sich, und wenn das Geschäft jetzt seine Türen der Menge geöffnet hätte, wäre jedes Stück an einen glücklichen Käufer gelangt — Eröffnung und Ausverkauf zu gleicher Zeit. — Autos tuteten, Kinder schrien und lachten, es war ein richtiges Volksfest.

Zwei Polizisten bogen um die Ecke. Ein seltenes Schauspiel in dieser ruhigen Gegend. Ich glaube nicht, daß ich schon vorher einmal einen in unserer Straße erblickt habe.

«Was geht hier vor?» wunderten sie sich und versuchten, die Menge zu zerstreuen.

«Nanu!» sagte der eine und wendete sich an mich. «Habt Ihr da aber einen großen Laden. Seit wann habt Ihr denn dieses prächtige neue Geschäft? Ich habe noch nie davon etwas gesehen.»

«Seit kurzem», sagte ich. «Ist es nicht herrlich? Es wird zu Weihnachten geöffnet.»

«Ja? Hm», sagte der Polizist und zog sein Notizbuch. Er notierte: «Auflauf vor einem neuen Schaufenster.»

Eine halbe Stunde später mußten nochmals die Polizisten kommen, weil die Straße schon wieder von Kaufsüchtigen verstopft war.

Zwei Tage danach stand morgens ein Polizeiauto vor dem Wunschladen. Bis die Kinder aus der Schule kamen, waren die Fenster schon in Mannshöhe mit weißer Farbe zugestrichen. Das große Plakat oben war verschwunden. Das Weitere erfuhren wir aus der Zeitung.

Eine organisierte Diebesbande, die nicht nur in unserer Stadt, sondern in einem beträchtlichen Teil der Staaten operierte, hatte einen guten Einfall gehabt, der ihr auch um ein Haar einen glänzenden Erfolg gebracht hätte. Sie hatten in der ruhigsten, abgelegensten, unbescholtensten Gegend unserer Stadt ihr Lager errichtet, so offen für alle Passanten und so treuherzig, daß niemand auf die Idee kam, daß dahinter etwas nicht Geheures stecken könnte. Die Diebe hatten Altes und Neues so aufpoliert und umgefärbt, daß sein eigener Besitzer es nicht wiedererkannte. Sie hatten als gute Psychologen, und das müssen erfolgreiche Diebe heute schon sein, nichts schwer Veräußerliches, sondern nur Sachen gestohlen, die jedermanns Herz wünscht und jeder Haushalt braucht.

Die Einfallsreichen hatten geplant, zu Weihnachten den Laden zu eröffnen und ohne Hehler, direkt vom Dieb an den Verbraucher, den Verkauf zu bewerkstelligen. Und es wäre wohl auch so gekommen, wenn der Erfolg nicht zu durchschlagend gewesen wäre und der verkehrshindernde Menschenauflauf und die Begeisterung des Publikums nicht die Polizei auf die Spur gebracht hätte.

Alle Geschädigten wurden aufgefordert, sich einzufinden, um ihr «Weihnachtsgeschenk» gegen Nachweis ihres Verlusts in Empfang zu nehmen.

Zwei Tage vor Weihnachten wurde der Wunschladen den ganzen Tag geöffnet und abends wieder hell beleuchtet. Eine fröhliche, lachende Menge füllte den Laden und die Straße. Das Postauto mußte wieder warten.

Auch Carry erhielt sein Rad zurück. Das linke Pedal, das beschädigt gewesen war, war durch ein neues ersetzt, und der Rahmen war jetzt eben gelb statt rot.

* * *

Kein anderes Shampoo vereinigt diese magische Schaumkraft mit der wohltuenden Wirkung des reinen Lanolins — zum Gewinn wirklich schöner Haare.

Lustre-Creme, eine geschützte Verbindung besonders schaumkräftiger Bestandteile mit reinem Lanolin, schäumt in härtestem Wasser und hinterlässt Ihre Haare duftend rein, frei von Schuppen, schimmernd, geschmeidig und wundervoll zu frisieren!

Grosse Tube Fr. 2.25
Kleine Tube Fr. 1.25
(Wust inbegriffen)

Bekannte Friseure verwenden Lustre-Creme und empfehlen sie für alle Arten von Frisuren und Dauerwellen. In der Schönheitspflege erfahrene Frauen haben sie zu Amerikas bevorzugtem Creme-Shampoo gemacht. Versuchen Sie Lustre-Creme! Man wird — wie Sie selbst — von ihrer Wirkung entzückt sein!

COLGATE-PALMOLIVE AG., TALSTRASSE 15, ZÜRICH

Die elektronische Orgel in ihrer höchsten Vollendung
Vier verschiedene Modelle für Kirche und Heim
In- und ausländische Referenzen

Unverbindliche Vorführung durch den Generalvertreter

PIANO-ECKENSTEIN

BASEL Nadelberg 20 Telephon (061) 2 21 40

Dieser neue, prachtvolle

COLUMBUS-LEUCHTGLOBUS

ist eine Zier in Bibliothek und Herrenzimmer

Fr. 85.— + Wust und Verpackung. In allen Buchhandlungen

KÜMMERLY & FREY • GEOGRAPH. VERLAG • BERN

Verlangen Sie bitte den neuen Prospekt über
Erd-, Himmels- und Leuchtgloben

La Reine

Das festliche Service
im historischen Porzellanstil

Die Form «La Reine» zeigt in vollendeter Weise die Schönheit edlen Porzellans.

Das Service ist im historischen Porzellanstil — dem «Rokoko» — der lebendigsten und liebenswürdigsten Ausdrucksform der Porzellangestaltung geschaffen und stellt sowohl durch die markante Originalität der Formgebung als auch durch die betonte Eigenart der schmückenden Elemente eine Spitzenleistung dar.

«La Reine» wird in seiner stolzen Vornehmheit stets eine Zierde jeder Tafel sein und Behaglichkeit und Freude bereiten.

Eschenbach
BAVARIA
die Qualitätsmarke

In den führenden Spezialgeschäften erhältlich
Bezugsquellennachweis: F. Vassalli, Zürich 42

Eine Sankt Nikolaus-Novelle von J. M. ELSING

DAISY

Sie kamen aus dem afrikanischen Urwald. Fünf Jahre lang hatten sie dort gelebt, im Dienste einer Gummigesellschaft. Es war ein Hundeleben gewesen!

Jeden Monat kam ein kleines Dampfschiff den Fluß heraufgefahren und brachte ihnen Konserven und alte Zeitungen mit. Das war die Gelegenheit, wo sie einander trafen, und es endete dann meistens in einer wilden Zecherei — bis der Dampfer wieder wegfuhr. Danach suchte jeder sein Gebiet auf, sammelte erneut Gummi und kämpfte wieder gegen die Einsamkeit, gegen Krankheit und den eigenen Schatten.

Aber auf einmal war alles vorbei. Die Gummigesellschaft wurde aufgelöst, und die Angestellten bekamen mit ihrem letzten Lohn den nötigen Betrag, um nach ihrer alten Heimat zurückzukehren. So waren sie denn zu viert weggezogen und erreichten die Westküste von Duala in Französisch Kamerun. Hier entdeckten sie bald, wie verwildert sie waren mit ihren langen, vernachlässigten Bärten und den abgetragenen, dünnen Anzügen. Sie ließen sich rasieren, kauften neue Kleider, und schon fühlten sie sich wieder jung, aber ihre Gesichter widerspiegelten um so deutlicher den Kampf, den sie gegen die Tropen geführt hatten.

Ein paar Tage lang liefen sie in dem beklemmend heißen Hafenzentrum herum, bis sie endlich für ihre Rückreise die «Watusi» fanden, ein Frachtschiff, das noch einige Passagierkajüten frei hatte. Eine Motorschaluppe brachte sie nach dem Schiff, das in der Mitte des Stromes vor Anker lag. Weil es aber erst abends um zehn Uhr abfahren sollte, tranken sie mit dem kahlköpfigen, wohlbeleibten Kapitän noch gemütlich einen Schnaps und gingen dann schlafen.

Am folgenden Morgen spazierten sie vor dem Frühstück auf dem Promenadendeck noch etwas hin und her und machten da alle vier auf dieselbe Art mit Daisy Bekanntschaft. Das war im wahrsten Sinne des Wortes eine erschütternde Begegnung, denn von der hintersten Kajüte her kam da auf einmal, geradewegs auf sie zu, ein kleines Mädchen gepurzelt, ein weißes Kind von höchstens acht Jahren, und weiße Kinder hatten die Männer seit fünf Jahren nicht mehr gesehen! Darum bückten sich alle sofort zu Daisy und wollten ihr helfen. Sie schauten in ein blasses, durchsichtiges Mädchenantlitz, das durch ungewöhnlich große, graue Augen noch unwirklicher erschien. Nachdem sie die Kleine vom Boden aufgehoben hatten — ach, sie war so erschreckend leicht —, kauerten die vier Männer immer noch um sie herum.

Ein wenig ängstlich schaute sie die Herren an, den Kopf etwas zur Seite geneigt, so, als ob die Last ihrer dichten, braunen Haare für sie ein bißchen zu schwer wäre.

Ob sich das liebe, kleine Mädchen wohl weh getan hatte? Doch es schüttelte verneinend den Kopf. — «Daisy, wo steckst du denn?»

Das war die Stimme von Daisys Mutter, Mrs. Tenucki. Sie schaute verwundert nach den vier kauernden Männern. Einer nach dem andern richtete sich nun auf und stellte sich vor. Bald darauf läutete die Glocke zum Frühstück, und die ganze Gesellschaft siedelte in den kleinen Eßsaal über. Der korpulente Kapitän saß schon am Tisch und wartete auf seine Gäste. Mrs. Tenucki mit Daisy und die vier jungen Männer waren die einzigen Passagiere, und weil sie sich nun schon alle kannten, brauchte der Kapitän sie nur noch dem Schiffsarzt und den zwei Marineoffizieren vorzustellen, die mit ihnen zusammen die Mahlzeiten einnahmen. Es ging da gemütlich zu am Frühstückstisch. Daisy wollte so gerne neben dem Kapitän sitzen, und ihr Wunsch wurde erfüllt. Sie plauderte wie ein Kind von zwölf Jahren — Kinder, die in den Tropen aufwachsen, sind immer früh «groß». Sie aß mit den Manieren eines Erwachsenen und eroberte im Sturm die Herzen der Männer. Während der Kapitän nach dem Frühstück sogleich an seine Arbeit ging, blieben die Passagiere noch ein Weilchen bei Tisch sitzen und folgten nachher Mrs. Tenucki nach einem herrlich kühlen Plätzchen, welches sie auf dem Oberdeck ausfindig gemacht hatte.

Gegen Abend legte das Schiff in dem kleinen Hafen von Tiko an, um Bananen einzuladen. Und weil in diesem Moment die Beziehungen zu Daisy bei allen schon herzlich und vertraut waren, bekam sie die Erlaubnis, mit ihren vier neuen Freunden an Land zu gehen. Am Ufer des Stromes wimmelte es von Krabben, die nach allen Richtungen die Flucht ergriffen, als die Gesellschaft sich näherte. Daisy aber wußte die Krabben so geschickt zu packen, daß sie ihr mit den scharfen Scheren nichts zuleid tun konnten. Inzwischen plauderte sie von ihrem Vater, der nicht weit vom Meer entfernt auf einer großen Plantage wohnte, irgendwo in Portugiesisch Angola. Sie erzählte vom Schlaraffenleben, welches sie dort geführt hatten, und von all ihren kleinen Freuden und Schmerzen.

Des Abends — als Daisy schon lange schlief — bestätigte Mrs. Tenucki die Auskünfte, die ihr Töchterchen erteilt hatte. Allein Daisy hatte nicht erzählt, welches die Veranlassung war zu der Reise, die sie mit ihrer Mutter unternommen hatte.

«Ja», seufzte sie, «wir haben vor dem Tode die Flucht ergriffen. Daisy hat einen schweren Anfall von Malaria hinter sich. Sie würde es dort drüben nicht mehr lange ausgehalten haben!» und leiser fügte sie hinzu: «Ach, Zentralafrika ist kein Land für weiße Kinder.»

«Es ist sogar mit knapper Not ein Land für weiße Männer», bestätigte einer der vier Passagiere. Der jüngste nickte mitfühlend und flüsterte: «Arme Daisy!»

گلستان

WARUM

GULISTAN?

Garten der Rosen . . .

«Gulistan» ist der Titel des Hauptwerkes des großen persischen Dichters und Philosophen Scheikh Saadi, der in Schiras im 13. Jahrhundert lebte. ★ Gulistan bedeutet «Garten der Rosen» und ist der poetische Name, den wir für die neue Orientteppich-Firma an der Bahnhofstraße 17 (vorm. Teppich Schmid AG.) gewählt haben. ★ Es war unser Wunsch, unter dem Zeichen dieses charmanten Dichters unser Unternehmen zu gründen und uns durch seine orientalische Weisheit inspirieren zu lassen.
Gulistan, «Garten der Rosen», ist ein poetisches Werk, das die Rosen und den Frühling besingt. Und was gibt es Schöneres als einen Orientteppich.

Ein Orientteppich

ist selbst ein Gedicht, das unser Auge entzückt und zugleich unsern Geist anregt. Aber wenn die Rosen des Gartens nur einige Tage blühen, so blühen die Rosen eines Teppichs viel länger. Eben wegen ihrer Schönheit und Beständigkeit lieben wir es, uns damit zu umgeben und unser Heim damit zu schmücken. In der Schweiz hat man schon lange diese Meisterwerke, welche Zeugen einer alten Kultur sind, schätzen gelernt. Das Teppichhaus Gulistan AG. beabsichtigt, diese künstlerische Tradition weiterzupropagieren.

Unsere Leistungsfähigkeit:

★ *Dank unseren engen Beziehungen mit den Weltzentren der Teppichproduktion und den direkten Importen,*
★ *Dank unserem fachmännischen Personal,*
★ *Dank unseren sorgfältigen Verkaufsmethoden,*
★ *Dank unserer enormen Auswahl,*
★ *Dank auch unseren sehr bescheidenen Preisen für preiswerte Qualitäten*
hoffen wir das Vertrauen des Publikums zu gewinnen.

TEPPICHHAUS

Gulistan A.G.

ZÜRICH
Bahnhofstraße 17 Telephon 27 26 50

Eröffnung

des neuen Spezial-Geschäftes für echte Orientteppiche
in den ehemaligen Räumen der Eidgenössischen Bank

Keschan-Jagdteppich

ORIENTTEPPICHE

TEPPICHHAUS

Gulistan A.G.

Spezialabteilung für

MASCHINENTEPPICHE

Telephon (051) 27 26 50

Montagvormittag geschlossen

Zürich 1

Bahnhofstraße 17

Jetzt ist es Zeit, mit Blue Pearls anzufangen!

50 000 Schweizerfrauen haben es ausprobiert und sind davon begeistert!

Blue Pearls

SCHAUM- UND SCHLANKHEITSBAD

Das Ergebnis modernster amerikanischer Forschung auf kosmetischem Gebiete

MILLIONEN aktiver, duftgetränkter Schaumperlen reinigen, beleben und straffen Ihren Körper und verleihen ihm prickelnde Frische und herrliches Wohlbefinden. Der zarte Duft umhüllt Sie noch lange und gibt Ihnen das Gefühl vollendeter Gepflegtheit.

Blue Pearls Schaumbad — nicht teurer als ein gewöhnlicher Badezusatz, — verhilft Ihnen zu eleganter Schlankheit!

Erhältlich in allen Fachgeschäften

Flacon für 10 Vollbäder Fr. 5.75

Tit Duc
NEW YORK-ZÜRICH

GENERALAGENT FÜR DIE SCHWEIZ:
PARFA S.A. ZÜRICH

Während es die ganze Nacht im Schiffsraum von Befehlen widerhallte, wurden unter dem Lichte starker Bogenlampen Bananen in die Kühlkammern verstaut. Des Morgens war die Arbeit beendet, und langsam glitt das Schiff aus dem schmalen Meeresarm. Ununterbrochen mußte nun die Schraube achtzehn Tage und Nächte lang ihre rasenden Umdrehungen vollbringen, und erst dann würde man am Bestimmungsorte angelangt sein.

Aber mit jeder Stunde, die vorbeiging, näherte man sich Europa, dem alten, lieben Vaterland, und sie, welche während mehreren Jahren abwesend gewesen waren, fühlten unzählbare Erinnerungen in sich wach werden. All diese Jahre hatten sie gegen die Vergangenheit gekämpft, um sich diesem fremden Leben in den Tropen anpassen zu können. Nun aber durften sie endlich ihren Gedanken ungehindert freien Lauf lassen, dem alten, vertrauten Leben entgegen.

*

Die vier Passagiere der «Watusi» waren tagsüber die demütigen Diener von Fräulein Daisy. Des Abends aber tranken sie Whisky und Soda und wurden leidenschaftliche Kartenspieler.

Eines Nachts — es war schon ein Uhr vorbei — tranken sie ihren letzten Schluck und rauchten ihre letzte Zigarette. Einer von ihnen gähnte und sagte:

«Am zehnten Dezember werden wir zu Hause sein.»

«Am zehnten Dezember», wiederholte ein anderer..., «vier Tage nach Sankt Nikolaus!»

Sankt Nikolaus... Sankt Nikolaus...!

Wie lange hatten sie schon nicht mehr an dieses Kinderfest gedacht! Ach, es gab ja keine Kinder in ihrem Gummiland, und es war da glühend heiß am sechsten Dezember. Aber nun, nun näherte sich die Vergangenheit... das Winterland... und nun saßen die Whiskytrinker und Urwaldläufer da und dachten gerührt an ihr Kinderleben zurück. Was würden sie nicht dafür gegeben haben, am sechsten Dezember zu Hause zu sein, um verschwenderisch Sankt Nikolaus-Freuden um sich her auszubreiten!

«Aber wir haben ja Daisy!» rief einer.

«Wir werden unsere kleine Daisy beschenken!»

Ja, das würden sie tun!

Aber das war leichter gesagt als getan. Wie sollten sie an Bord eines Frachtschiffes zu einem Spielzeug gelangen?

Am folgenden Morgen hielten sie mit Mrs. Tenucki Kriegsrat. Mrs. Tenucki war gerührt über diese vier, aber sie sollten sich doch wirklich keine Mühe machen. Als sie aber trotzdem auf ihrem Vorschlag beharrten, nahm sie ihn dankbar an. Und jetzt konnte man ihnen ruhig diese Sache überlassen, denn mit Begeisterung und Phantasie würden sie das kleine Fest arrangieren!

Daisy wurde in die schöne Geschichte eingeweiht, denn die vier Männer erzählten ihr ausführlich über Sankt Nikolaus — wie der heilige Kinderfreund aussehe mit seinem Bischofsmantel, seiner Bischofsmütze, seinem Stab — und über den Knecht Ruprecht, welcher den Sack mit den Geschenken trage. Aber wie horchte die Kleine plötzlich auf, als sie zusammen herausfanden, daß Sankt Nikolaus sogar an Daisy gedacht und ihr auf dem Schiff einen Besuch machen werde. Sie klatschte begeistert in die zarten Händchen und wünschte sich vor allem eine prächtige, große Puppe. «Das wird dir Sankt Nikolaus bestimmt bringen, Daisy», versprachen die Freunde.

Ob die vier mit dem Kapitän zusammen wohl eine schöne Puppe hervorzaubern konnten?

Der Kapitän lachte und fragte, ob sie sein Schiff für einen schwimmenden Spielzeugladen hielten? Aber natürlich wollte er gerne mithelfen, das Kind glücklich zu machen. Da war ja der Koch, der für das Leckermäulchen sorgen, und der Schreiner, der das eine oder andere zusammenbasteln konnte. Da war ferner ein Schneider an Bord, der in Kostümfragen bestimmt mitwirken würde.

Ein Glück nur, daß sie noch zehn Tage Zeit hatten bis zum großen Ereignis.

Und nun wurden alle zu einer Besprechung zusammengerufen, woran neben den genannten wichtigen Personen noch Mrs. Tenucki und ein Matrose, der sich aufs Malen verstand, teilnahmen. Daisys Mutter und der Schneider bemühten sich um die Toilette von Sankt Nikolaus, ein Mitglied des Negerpersonals wurde für die Rolle des Knechts Ruprecht bestimmt, der Koch nahm die farbigen Leckerbissen auf seine Verantwortung, und der Schreiner sollte mit Hilfe der Passagiere und des Malers einen Schatz von Bildchen, Häuschen und anderem Spielzeug aus Holz herstellen.

Was die Puppe anbetraf, so funktionierte alles aufs beste, denn dieses Problem fand dank Daisy selbst noch eine glänzende Lösung. Auf einem ihrer Streifzüge durch das Schiff hatte sie in der Barbierskajüte ein Plakat einer Puppenausstellung entdeckt und erklärte nun ausdrücklich, daß Sankt Nikolaus ihr gerade diese Puppe, die auf dem Plakat abgebildet war, bringen müsse. Und das war eine einfache hölzerne Marionette mit einem weiten, feuerroten Mantel. Der Schreiner und der Maler würden das gut fertigbringen.

Am sechsten Tag vor dem großen Ereignis, als jedermann überzeugt war, daß die Puppe ein Meisterstück werden sollte, bekam die Sache einen Haken. Daisy wollte morgens nichts essen. Ein paar Stunden später legte sie müde ihr Köpfchen in den Schoß ihrer Mutter, die furchtbar erschrak und das Kind sofort ins Bett unter eine Ladung von Decken steckte. Der Arzt kam und konstatierte vierzig Grad Fieber. Mit der Nadel stach er in Daisys Finger und fing ein paar Tropfen Blut auf. Das Resultat der mikroskopischen Untersuchung war: Malaria, ein neuer, schwerer Anfall.

Aus dem Sarkophag der Prinzessin Kawit (um 2100 – 2000 v. Chr.)

Dem Vergänglichen Bestand zu geben, das ist wohl das Ziel aller Bildnerei. Durch Jahrtausende künden die großartigen Steinbilder Alt-Ägyptens vom Streben der Menschen, Denkmäler zu schaffen für die Ewigkeit. Dieser Wille lebt in uns weiter. Wer von uns wünscht nicht, das Erlebnis eines flüchtigen Augenblicks oder die Erinnerung an liebe Bekannte für immer im Bilde festzuhalten!

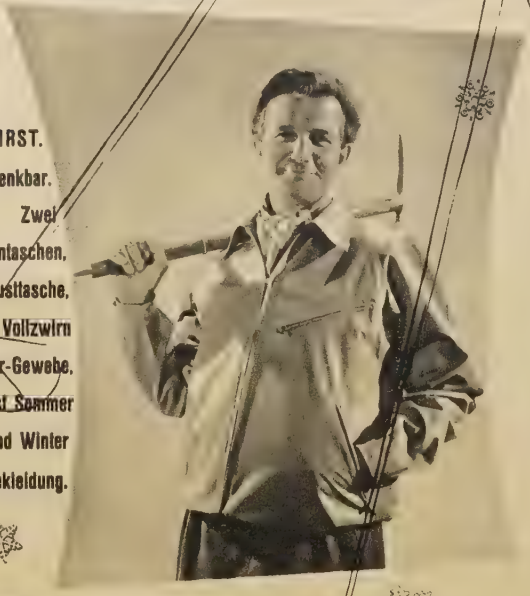
Leica

DIE KAMERA UNSERER ZEIT

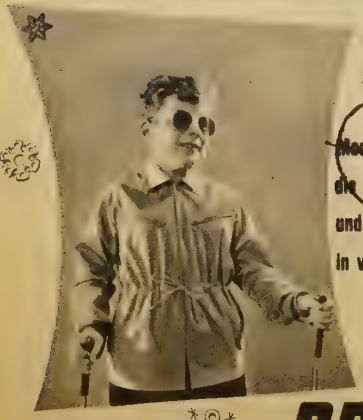
ERNST LEITZ, OPTISCHE WERKE, WETZLAR

Wer je Protector hat getragen, wird immer nach Protector fragen!

Modell:
TEAM-RAGLAN,
mit Känguruhtasche.
Kapuze apart gefüttert.
Bluse aus dem
berühmten und
zweckmässigen
Protector
Vollzwirn-Gewebe.
Neu:
Gabardine-changeant.



Modell: FIRST.
Kapuze versenkbar.
Zwei
geräumige Seitentaschen,
eine Brusttasche,
zähes Vollzwirn
Protector-Gewebe.
Protector ist Sommer
und Winter
die ideale Sportbekleidung.



Modell: FIS-BOY,
die bequeme
und idealschützende Kinderbluse
in vielen Farben, mit versenkbarer Kapuze.

PROTECTOR
für Damen, Herren und Kinder

Erprobt u. bewährt von in- u. ausländischen Nationalteams an Olympiade, FIS-Rennen, etc

BEZUGSQUELLENNACHWEIS: AG PROTECTOR, REGEN- UND WINDSCHUTZBEKLEIDUNG, BASEL.

Diese Neuigkeit verbreitete Niedergeschlagenheit unter den Freunden der lieben Daisy. Des Abends umringten sie fragend den Schiffsarzt. «Ja, es geht nicht gut. Man hat das Kind viel zu lange in diesem heißen Land gehalten. Es ist erschöpft und ohne Reaktion.»

Am liebsten hätte man nun alle weiteren festlichen Anstalten aufgegeben, wenn nicht die kleine Kranke in ihren Fieberphantasien fortwährend den Namen des Kinderheiligen gestammelt und nach den versprochenen Geschenken gefragt hätte.

«Wißt Ihr was», sagte der Arzt ein paar Tage später, «feiern Sie das Nikolausfest morgen früh.»

«Aber es ist morgen doch erst der fünfte Dezember, Doktor!»

«Das weiß ich auch», brummte dieser, trank seine Kaffeetasse leer, stand auf und sagte nur noch: «Enfin, tut was Ihr wollt», und verließ den Eßsaal. Einen Augenblick lastete eine drückende Stille auf den Menschen, und mit Entsetzen begriff da jeder, daß Daisys Leben wirklich in Gefahr war. Niemand konnte diesen Abend Mrs. Tenucki anschauen...

Und die kleine Daisy wußte am folgenden Morgen nicht, daß Sankt Nikolaus für sie ein kleines Wunder tun würde, indem er einen Tag früher kam. Sie lag in der geräumigen Krankenkajüte und guckte langsam von ihrer Mutter nach dem Kapitän und nach dreien ihrer Freunde. Der vierte sollte sogleich als Sankt Nikolaus hereinkommen. Der Doktor hatte den Augenblick gut gewählt, denn des Morgens hatte das Kind fast kein Fieber.

Gott, es war so wenig Ausdruck in Daisys großen Augen, daß niemand sie ansehen durfte. Für die Anwesenden war es ein schrecklicher Augenblick, als dreimal an die Türe geklopft wurde und Sankt Nikolaus mit dem Neger erschien. Niemand konnte ein Wort sprechen, und selbst der Kinderheilige in seinem prächtigen, mit Gold bestickten Gewand stand hilflos da. Alle schauten jetzt nach Daisy! Ihre Augen schienen noch größer geworden zu sein vor Erstaunen, und einige wenige Augenblicke leuchtete in ihnen ein stilles, himmlisches Glück. Sankt Nikolaus langte nun in den Sack des Knechts Ruprecht, und als erstes kam die strahlende Puppe mit dem weiten, feuerroten Mantel zum Vorschein. Als Daisy das sah, versuchte sie sich aufzurichten und streckte die schrecklich mageren Aermchen danach aus, aber schwindlig taumelte sie zurück. Fest preßte sie die rote Marionette an sich und blieb liegen mit glücklichen Augen.

Bis zu diesem Augenblick hatte sich Mrs. Tenucki mit übermenschlicher Anstrengung beherrschen können, nun aber überstieg es ihre Kräfte, und sie schluchzte fassungslos. Einer nach dem andern verließen die Männer die Kajüte. Der Arzt allein blieb zurück.

Daisy ist gegen Abend von dieser Welt gegangen, ihre rote Puppe noch immer in die Arme gepreßt.

Der Tag der großen Sankt Nikolaus-Freude selbst, der Augenblick, wo unzählige Kinderherzen glücklich lachten, war an Bord der «Watusi» ein trauriges Ereignis: man übergab Daisy dem Meere. Die vier Getreuen baten flehentlich den Kapitän, das Begräbnis doch bis zur nächsten Landung aufzuschieben. Aber der alte Seemann weigerte sich. Er stand den Gesetzen machtlos gegenüber, denn mit der kleinen, toten Daisy an Bord konnte er in keinen einzigen Hafen einfahren.

Man hatte Mrs. Tenucki gezwungen, von ihrem Kinde Abschied zu nehmen, und sie nach einer andern Kajüte gebracht, wo der Arzt bei ihr blieb.

Des Morgens wollten die vier Passagiere Daisy noch einen letzten Besuch abstatten, aber es war schon zu spät. Vier Matrosen befanden sich in der Kajüte und nähten das Segeltuch zusammen, worin die Leiche geborgen war. Einsam auf einem Stuhl lag die rote Puppe. Die nahmen sie mit.

Um neun Uhr hörte das Stampfen der Maschinen auf, und es wurde beklemmend still. Das unruhige Wasser scheuerte nicht mehr die Schiffswände. Die «Watusi» wogte leicht auf und nieder im unendlichen Meer. Auf dem Zwischendeck war die ganze Mannschaft in Uniform versammelt. Der Kapitän und die Offiziere standen an der Reeling.

Zwei Matrosen trugen die Bahre, worüber eine Fahne ausgebreitet war, und darunter ruhte auf schweren eisernen Stäben Daisy. Ihre vier Ritter folgten mit gebeugtem Haupte. Niemand konnte ein Wort sprechen.

«Kommt», sagte schließlich der Kapitän mit erstickter Stimme.

Aber es war, als ob jeder fühlte, daß da noch etwas geschehen mußte.

In diesem Augenblick trat ein alter Matrose näher. Er kniete neben die Leiche und betete mit lauter Stimme: «Unser Vater, der Du bist in den Himmeln...»

Einer von Daisys Freunden stand da mit der schönen Nikolauspuppe. Er steckte sie ihr an das Segeltuch, denn sie sollte das Kind begleiten.

Nun gab der Kapitän ein Zeichen. Die Bahre wurde aufgehoben, und das Segeltuch glitt langsam unter der Fahne hinweg ins Wasser. Die Schiffssirene heulte.

Aufs neue begannen die Maschinen zu stampfen. Die vier Passagiere standen bei der Reeling und schauten auf den Platz, wo ihre kleine Freundin verschwunden war.

In dem Augenblick, da die Schraube sich wieder zu drehen begann, war es plötzlich, als ob ihre Herzen stillstehen müßten: da, an der Stelle, wo Daisy versunken war, erschien mit einem Ruck auf der Wasseroberfläche die Puppe mit dem roten Mantel. Es war wie ein letzter Gruß, und sie schauten ihm lange, sehr lange nach mit brennenden Augen.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Anne Tomarkin

* * *

Sie haben recht, bei der Wahl des Büstenhalters kritisch und anspruchsvoll zu sein. Er soll Ihre Büste zwanglos zur vollendeten Silhouette formen, ohne ihre natürliche Entwicklung zu hemmen. Sie *fühlen*, was wir meinen, wenn Sie einen echten

GOTHIC
Cordtex

tragen. Wie kaum ein anderer paßt er sich der Eigenart Ihrer Büste an, weil GOTHIC fünf Büstengrößen und unabhängig davon jede in allen Umfanggrößen führt. Dank der guten Paßform und dem unnachahmlichen *Cordtex*-Stützgewebe erreichen Sie eine beglückende Wirkung.

Wer einmal GOTHIC trägt, sagt wie die Amerikanerin:

GOTHIC for ever — nur noch GOTHIC

Jedes Fachgeschäft besorgt Ihnen GOTHIC gerne. Die Liste der Depositäre und einen aufklärenden Prospekt erhalten Sie durch die Lizenzherstellerin:

KORSETTFABRIK AG, ST. GALLEN

Welche ist Ihre Bürste?

Wird Ihre Bürste weich, kaum ist sie nass? Stehen die Borsten in allen Richtungen? Stechen sie? Fallen sie aus? – Fort mit solchen Bürsten! Tek ins Zahnputzglas! Tek – die wissenschaftlich geformte, wissenschaftlich dimensionierte, unverwüstliche! Die Form genau nach dem Zahnbogen, die Masse genau nach den Zähnen – das ist Tek. Die Borsten gut gestellt, damit kein Unrat sich festsetzen kann, und unglaublich widerstandsfähig – das ist Tek.

Pensionieren Sie heute noch Ihre alte, ausgediente Bürste – morgen muss Ihnen ein hübsches, handliches Bürstchen mit tadellosen Borsten entgegenlachen, das Ihnen ganz andere Dienste leisten wird. – Es soll Tek sein!

Fr. 2.50 medium / hard.

Nur Tek ist

Johnson & Johnson International / Doetsch, Grether & Cie. AG., Basel

**

Man hört so oft sagen, die Hunde hätten keinen Verstand. Dann ist es aber doch recht merkwürdig, daß sich die meisten Hunde in der Sprechstunde «verständiger» betragen als so mancher Mensch.

Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man den «Kranken» in der Wohnung des Besitzers oder bei sich im Sprechzimmer vornimmt. Im ersteren Falle liegen ganz andere Verhältnisse vor. Hier fühlt er sich zu Hause, hier fühlt er sich sicher und geborgen. Er weiß aber auch, daß er den Fremden, der das Haus oder die Wohnung betritt, anzumelden und gegebenenfalls abzuwehren hat. Ist nun der Hund scharf und nicht gerade auf den Tod erkrankt, so kann sich die Untersuchung unter Umständen recht schwierig gestalten, und wenn der Hund seinem Besitzer nicht aufs Wort folgt einfach unmöglich werden. Mit Kläffen, Beißversuchen und Zähnefletschen sucht er sich immer wieder der Behandlung zu entziehen. Natürlich hat man Mittel, um auch hier zum Ziele zu kommen, aber immerhin kann bei inneren Erkrankungen, zum Beispiel bei Untersuchungen der Lunge, des Herzens und so weiter, der Befund durch die Aufregung des Patienten recht getrübt werden. Da auch eine genügende Beleuchtung in den weitaus meisten Fällen nicht vorhanden ist, der Behandlungstisch fehlt, können manche Erkrankungen, die von einer exakten Spiegelung abhängig sind (Mandelentzündung, Augenerkrankung und andere), überhaupt nicht erfaßt werden. — Damit mag es wohl zusammenhängen, daß ich kein Freund von Hausuntersuchungen bin. Daß sie bei fieberhaften Erkrankungen oder schlechtem Wetter nicht immer zu vermeiden sind, weiß ich wohl.

Kommt nun so ein schwieriger Patient in die Sprechstunde, so sieht die Geschichte schon ein wenig anders aus. Der Hund muß zuerst einmal ins Wartezimmer, wo er Kameraden und Leidensgefährten antrifft. Da sieht er einen russischen Windhund mit schmalem, aristokratischem Kopf. Um den Leib hat er einen dicken wollenen Verband gewickelt. Bei einem andern Herrchen sitzt ein braunschwarzer Jagdterrier, der sich um keinen andern kümmert — wahrscheinlich geht es ihm so schlecht, daß er nur noch an sich denken kann. Aus einem Körbchen auf dem Schoß einer Dame blickt ein rehbrauner siamesischer Kater mit seinen kobaltfarbigen Augen heraus, die er zu einem kleinen Schlitz zusammengezogen hat. Das alles ist so interessant, daß der neue Patient dadurch etwas von seinem eigenen Leiden abgelenkt wird. An sich ist ihm die ganze Sache nicht recht geheuer. Wenn er sich seine Kameraden ansieht, merkt er bald, daß bei ihnen auch nicht alles stimmt. Nun, er ist ja auch nicht zum Vergnügen hergekommen.

Ab und zu versucht ein Radaubruder, seine Meinungsverschiedenheiten im Wartezimmer auszutragen. Dem wird dadurch vorgebeugt, daß er schnell außer der Reihe herangenommen wird. Denn wenn man das nicht tut, hat man in kürzester Zeit ein Tohuwabohu und ein Gekläffe im Zimmer, daß man sein eigenes Wort nicht mehr versteht. — Es ist dann immer sehr lustig zu sehen, wie schnell sich so ein Großmaul beruhigt und wie klein und häßlich es wird, wenn es nun so allein im Behandlungszimmer steht. Der Geruch nach Medizin, die weißen Mäntel von Arzt und Helferin, der Untersuchungstisch, auf den er geboben wird, der unsichere Halt auf der spiegelglatten Fläche des Tisches lassen auch den Kecksten verstummen.

Den Frechen läßt man nun ein wenig in seiner Angst zappeln, ehe man sich mit ihm beschäftigt. Mit einem Schüchternen und Aengstlichen dagegen unterhält man sich erst eine geraume Weile, ehe man ihn überhaupt auf den Tisch bringt, streichelt ihn, nennt ihn beim Namen, so daß er erst Vertrauen gewinnt und sich an Stimme und Person gewöhnt. Dabei schnüffelt er an den Hosenbeinen von Onkel Doktor herum, und da der Geruchsinn des Hundes sechzehnmal schärfer ist als der des Menschen, so begreift man, wie sympathisch ihn diese Witterung umschmeicheln muß. Strahlt sie doch das Fluidum von Tausenden von Kameraden aus und wirkt darum so beruhigend. — Jetzt erst hebt man den Patienten unter dauerndem Zureden schnell und behutsam auf den Tisch. Aber möglichst immer so, daß er seinen Besitzer oder Begleiter nicht aus dem Auge verliert, weil das für die Ruhe des Patienten sehr wesentlich ist. Es ist genau so wie bei Kindern.

Natürlich erkundigt man sich *vor* der Behandlung, was dem Hunde fehlt, wobei man gar nicht selten die äußerst aufschlußreiche Antwort erhält: «Ja, das wollte ich eben von Ihnen wissen, Herr Doktor!» — In solchen Fällen heißt es, auf den Besitzer Rücksicht nehmen und ihn um etliche Grade zarter anfassen als seinen Hund. — Die nun folgenden Untersuchungen werden mit dem Hunde ebenfalls unter fortwährendem Zureden schnell und sicher vorgenommen, wobei es natürlich mehr auf den beruhigenden Klang der Stimme als den Inhalt ankommt. Wiederholt nennt man den Hund beim Namen und ist mit dem Lob nicht sparsam. Nach beendeter Behandlung erhält er eine Schale Milch oder sonst einen Leckerbissen.

War nun ein Tier einige Male da, dann hat es sehr schnell heraus, ob heute etwas mit ihm gemacht wird oder nicht. — Ist etwa ein Abszeß zu spalten, so muß man genau so arbeiten wie der Zahnarzt bei Kindern. Um Gottes willen nur kein blitzendes Instrument sehen lassen! Er merkt sich ganz genau, daß ihm damit etwas geschehen ist, wenn auch von «weh tun» gar keine Rede sein kann, da ja fast alle nur einigermaßen schmerzlichen Eingriffe unter örtlicher Betäubung ausgeführt werden. Aber selbst die kalte Berieselung des Chloräthylsprays zu diesem Zwecke ist ihm unangenehm, und der Strahl desselben kommt das erstemal überall-, nur nicht dorthin, wo er hin sollte. Aber beim Sondieren einer Fistel,

Adel und Herkunft unbestritten!

HENNESSY

Generalvertretung für die Schweiz: BERGER & CO LANGNAU/BERN

Uster

Strümpfe hoher Qualität

Alle guten Spezialgeschäfte überreichen Ihnen gerne den Uster-Strumpfprospekt 1950 oder wenden Sie sich an die Wirkerei A.G. Uster Zürich-Enge

Fabrikanten: Jakob Laib & Co., Amriswil

wo es noch gar nicht feststeht, welcher Eingriff später vorgenommen werden muß, oder bei Verstauchungen kann nicht von vornherein mit Betäubung gearbeitet werden. Und wenn die Untersuchung da noch so schonend und vorsichtig geschieht, so kann es doch nicht immer vermieden werden, daß ein kleiner Schmerz entsteht. Da heißt es eben, die Aufmerksamkeit des Patienten von dem betreffenden Eingriff abzulenken und schnell zu arbeiten, um zum Ziele zu kommen. Das Instrument, das man in der Hand hält, muß man immer außer Gesichtsbereich bringen, denn der Patient beobachtet jede Bewegung und schielt mißtrauisch nach jeder Schere und jedem Messer. Nach der Behandlung darf ja nicht vergessen werden, gleich eine Schale Milch oder etwas Fleisch zu geben und eifrig zu loben.

Auf diese Weise kann man mit Geduld und großer Ruhe erreichen, daß selbst sogenannte Bestien im Laufe der Zeit zahm wie Lämmer werden. Es ist ein recht befriedigendes Gefühl, nach soundsoviel Sitzungen zu sehen, wie solch ein Raufbold allmählich zutraulich wird.

Es kommt nun auch sehr darauf an, wo man an dem Patienten zu arbeiten hat. Es ist natürlich gefahrloser, einen Abszeß auf dem Rücken zu spalten, als eine Wunde an den Lefzen oder einen Krankheitsprozeß im Maule selbst zu behandeln. Aber nach und nach sind meine Hundepatienten, mit ganz wenigen Ausnahmen, doch fast alle meine Freunde geworden, wenn sie sich auch das erstemal noch so widerspenstig zeigten. Daß dabei auch der Gehorsam des Hundes und das Verhalten der Person, die ihn vorführt, eine Rolle spielen, leuchtet ohne weiteres ein.

Vor allem aber darf der behandelnde Arzt nicht feige sein, sonst hat er von vornherein verloren. Bei aller Freundlichkeit und Zartheit muß der zupackende Griff fest und sicher sein. Der Hund merkt sofort, ob man Angst vor ihm hat, und dann ist es vorbei mit der Achtung, und er schnappt zu. — Noch eins! Scharfe und bissige Hunde, die von Minderjährigen in die Sprechstunde gebracht werden, schicke ich ausnahmslos wieder nach Hause, da die Verantwortung für beide Teile zu groß ist.

Der geheilte Hund ist mit seinem Danke sehr oft nicht weniger sparsam als der Mensch. Schon daß er im Laufe der Behandlung sein Mißtrauen verliert, ist ein Gewinn. Aber darüber hinaus zeigt er uns nun nach Aufforderung seines Besitzers seine Kunststückchen, gibt die Pfote, gibt Laut und so weiter. Ich denke da an einen kleinen zarten Seidenzwergspitz. Ich hatte an dem allerliebsten Kerlchen eine doppelte Augenoperation vornehmen müssen, und er hatte die Sprechstunde an die sieben- bis achtmal besucht. Obgleich der Zwerg sehr ängstlich und schüchtern war, nahm er doch beim letzten Besuch einen Leckerbissen aus meiner Hand und ließ sich willig streicheln und hinter den Ohren kraulen. Sogar einige Doppelsalti zeigte er. Ein Rottweiler, der nach drei Augenoperationen noch monatelang erblindet war, zeigte sich erst so bösartig, daß sich sogar seine Besitzerin vor ihm in acht nehmen mußte. Im Laufe der Behandlung, die sich allerdings über Monate erstreckte und zur vollen Heilung führte, wurde er aber so zutraulich, daß wir die besten Freunde wurden. Und dabei hätte mich doch der Kerl mit seinen siebzig Kilogramm einfach über den Haufen werfen können.

Ein Bernhardiner, der eine bösartige Geschwulst am Gaumen hatte, ließ sich behandeln, ohne daß ein Maulgatter eingesetzt wurde. Sein Dresseur, ein kräftiger und furchtloser junger Mann, hielt ihm ohne jedwede Sicherung das Maul offen. Ich hatte meine Hand weit im Rachen des Hundes, um an die Stelle des Krankheitsherdes zu gelangen. Hier mußte ich pinseln und ätzen, ihm also einen gewissen Schmerz bereiten. Er hätte nur zuzubeißen brauchen, und meine Hand wäre glatt durch gewesen. Aber niemals hatte ich bei der Behandlung das Gefühl, daß der hochanständige Hund so etwas tun könnte. — Denn so klug ist ein Hund schon, daß er ganz genau weiß, daß man ihm helfen will, indem man sich dort mit ihm beschäftigt, wo es ihm weh tut und daß nach dem Eingriff der Schmerz verschwindet.

*

Hunde, die bellen, beißen nicht, sagt ein Sprichwort. Das stimmt genau soviel oder sowenig wie die meisten Sprichwörter. So zu siebzig Prozent hat es wohl seine Berechtigung. Die großen Krakeeler bellen sich selbst Mut zu. Sie zwacken wohl mal, wenn man ihnen den Rücken kehrt, sobald man sich aber schnell umdreht, fällt ihnen das Herz in die — ja wahrscheinlich in die Zehen. Mit eingezogener Rute, geschwollener und gesträubter Bürste, zähnefletschend, knurrend und belfernd suchen sie ihr Heil in der Flucht, sich dabei ängstlich umsehend, ob man ihnen auch nicht folgt. Andere hingegen — das sind die Anständigen — warnen erst mit leisem Knurren und gesträubtem Fell, zeigen auch wohl einmal die Zähne. Wenn man diese deutliche Sprache nicht versteht, ist es aber in der nächsten Sekunde auch schon geschehen. Und diese Art zwickt nicht, die beißt scharf zu. Dann ist man aber selbst schuld, denn sie haben doch deutlich genug gewarnt. — Noch andere, und das sind die Gefährlichen und Hinterhältigen, lassen sich ruhig streicheln, wedeln vielleicht sogar mit der Rute, und dann, mit einem Male, ohne Warnung, packen sie zu.

Hierzu möchte ich einen Rat geben. Sollte es jemandem zustoßen, daß ein Hund ihn stellt, dann keinerlei Abwehrbewegungen mit den Armen machen und ja kein Fersengeld geben. Immer den Hund im Auge behalten, ihm begütigend zureden, aber mit ruhiger, fester Stimme. Ohne den Hund auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, Schritt um Schritt zurückweichen. Bei einem solchen Verhalten wird der Hund in den seltensten Fällen wirklich angreifen. Sollte er es aber dennoch tun, dann einen kurzen, kräftigen Hieb auf die Nase.

Vor jeder Behandlung wird man sich tunlichst nach dem Charakter des Hundes erkundigen, wird fragen, ob er falsch, ehrlich, bissig oder gutartig oder nur einfach scharf ist. Ich habe einmal einen Fall von Heimtücke und Hinterlist an einem

Service Silber 0,925, handgeschmiedet, aus unserer Werkstätte

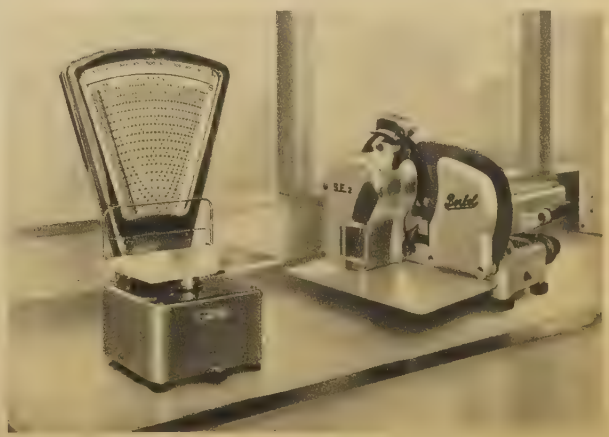
ERNST BALTENSPERGER'S ERBEN

Gold- und Silberschmiede *Zürich, Bahnhofstraße 40*

BERKEL

Waagen und Schneidemaschinen

In vollendeter Form! Von größter Präzision!



BERKEL ist ein Begriff
für Qualität, Präzision und Zuverlässigkeit.
Verlangen Sie unsere unverbindliche Offerte!

BERKEL AG.

Hohlstr. 535 Zürich-Altstetten Tel. (051) 52 53 22

Fiat 1400

Generalvertretung für die Schweiz

SACAF, ROUTE DE LYON 108, GENF

Vertreter und Untervertreter in allen Städten
und größeren Ortschaften

Allemann

JUWELEN – UHREN

BAHNHOFSTR. 26 ZÜRICH

Seit Jahrzehnten bauen wir

Ferienhäuser

Auch in entfernten Berglagen
zu festem Pauschalpreis

Verlangen Sie bitte unsere Vorschläge

Holzbau Kayser A/G Stans

TEL. (041) 671 68

UNIVERSITÉ DE NEUCHÂTEL

FACULTÉ DES LETTRES

avec

Séminaire de français moderne

pour étudiants de langue étrangère
Etude de la langue française. Examens permettant l'obtention d'un *Certificat d'études françaises* (deux semestres d'études) d'un *Diplôme pour l'enseignement du français en pays de langue étrangère* (quatre semestres d'études)

FACULTÉ DES SCIENCES

FACULTÉ DE DROIT

avec Section de Sciences commerciales, économiques et sociales

FACULTÉ DE THÉOLOGIE

Renseignements au secrétariat de l'Université
Téléphone 5 11 92

KANTONALE
HANDELSSCHULE LAUSANNE

MIT TÖCHTERABTEILUNG

◆

FÜNF JAHRESKLASSEN
HANDELSDIPLOM HANDELSMATURITÄT

SPEZIALKLASSEN
FÜR DEUTSCHSPRACHIGE SCHÜLER

Seidige Lippen mit .....dem Seidenlippenstift...

Eine sensationelle Neuheit: der Lippenstift aus atomisierter Seide, der so hält wie es bisher bei einem fettenden Lippenstift unmöglich zu sein schien – in 14 herrlichen Tönen, darunter die raffiniertesten neuen Mauve und Orange – alle mit dem eigenartig-einzigartigen Seidenglanz. Fr. 7.40

Der Silk-Lippenstift ist der Schlusstein im berückenden Rubinstein-Seiden-Maquillage mit den Seiden-Fonds de Teint.

Silk Film und Silk Tone (8.80 / 10.80)
und dem zauberhaft feinen
Silk Screen-Face Powder (8.40)

Für die allgemeine Pflege verwenden Sie die berühmten Rubinstein-Produkte
Plus Cleanser / Herbal Skin Lotion /
Pasteurized Creams / Skin Lotion Special

Erhältlich
in den Helena Rubinstein-Depots
der ganzen Schweiz
Salon principal: Marktgasse 6, Basel

Helena Rubinstein

Schäferhund erlebt. Er war schon einige Male zur Behandlung gekommen und hatte sich immer brav und anständig benommen. So beim vierten oder fünften Besuche mußte ich beim Verlassen des Sprechzimmers an ihm vorbei. Seine Herrin hielt ihn ziemlich lange an der Leine. Kaum war ich an ihm vorüber und wandte ihm den Rücken zu, sprang er mich an, schnappte nach mir und biß mich in den Oberschenkel, daß mir das Blut sofort in die Stiefel lief. Und solche Hundebisse sind sehr schmerzhaft, mitunter infektiös und heilen sehr schwer.

Die einzelnen Hunderassen benehmen sich Eingriffen gegenüber ganz verschieden. Der Boxer ist wohl derjenige, der am meisten vertragen kann und die stärksten Nerven hat. Nicht zum wenigsten auf Grund seines etwas phlegmatischen Temperaments und seines kompakten Wesens. Auch der französische Bully ist im Ertragen von Schmerzen ein tapferer Kerl. Die englischen Rassen sind fast durchweg sehr standhaft im Aushalten, aber auch so mancher drahtige und nervige deutsche Schäferhund gibt ihnen darin nichts nach. Am wehleidigsten sind natürlich die Schoßhündchen aller Rassen, was ja auch leicht verständlich ist und keiner weiteren Erklärung bedarf.

Im großen ganzen kann ich nur immer wieder sagen, daß mir gar mancher Bursche, der auf dem Operationstisch lag, uneingeschränkte Achtung abgerungen hat. Und aus dem mannhaften Ertragen von Schmerzen heraus sind viele, mit denen anfangs nicht gut Kirschen essen war, mir liebe Freunde geworden. Konnte man vor der Behandlung kaum die Hand heben, ohne daß sie gleich mit wütendem Gebelle losstürzten, so kamen sie nach der Gesamtbehandlung sofort auf mich zu, gaben Pfote, kuschelten sich an mich, rieben ihren Kopf an meinem Bein und ließen sich kraulen, wobei sie Laute des Wohlbehagens von sich gaben.

Da war ein deutscher Schäferhund, der mir seit Jahren bekannt war, mit dem ich aber immer nur kurz in Berührung kam: einmal ging's um ein Zeugnis wegen Tollwutverdachts, denn er war ein großer Raufer vor dem Herrn, mal gab's einen Draht aus der Zehe zu ziehen, den er sich beim Herumstrolchen eingespießt hatte — aber trotz allen Werbens konnte ich mir ihn nicht zum Freunde machen. Jedesmal mußte er mit Leine und Maulkorb vorgeführt werden wie ein Raubtier, wobei er sich mit dem Ziehen an der Leine und Bellen fast umbrachte. Die Augen traten ihm dann vor Wut förmlich aus dem Kopfe, und er schnappte fast mit der Stimme über, nur weil er sich nicht auf mich stürzen konnte. Und dann kam doch meine Stunde, an die ich bei diesem Hunde niemals geglaubt hatte.

Eines Tages brachte man ihn in die Sprechstunde. Er war bei einer Rauferei mit einem Rottweiler übel zusammengebissen worden. Diesmal war er als zweiter Sieger aus der Schlacht hervorgegangen, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Waffen hier nicht gleich gegen gleich gestanden hatten. Während der Schäferhund einen bißsicheren Maulkorb trug, war der Rottweiler durchaus «freischnäuzig». Ungeachtet dessen fiel ihn der Schäferhund an, und was nun geschah — darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Das Endergebnis hatte ich zu behandeln, und ich muß sagen, so sehr ich dem Strauchritter einen gehörigen Denkzettel gönnte, wie ich ihn aber *so* vor mir stehen sah, tat er mir trotzdem leid. Die Wunden waren zahlreich, tief und sämtlich infiziert. Es gab also eine bildschöne Eiterung und eine noch schönere Blutvergiftung. Das war schon nicht mehr der Kopf eines Schäferhundes, sondern der eines Nilpferdes. Nase, Augen, alles verschwollen. Dreimal mußte ich ihn operieren, mit Röhren war er drainiert wie eine sumpfige Wiese. Der Kopf war dick bandagiert, und dabei hatte er ein beachtliches Fieber. Ließ man ein Messer oder eine Schere sehen, so heulte er laut auf vor Wut und Angst.

Aber das änderte sich dann von Sitzung zu Sitzung. Von einemmal zum andern wurde er ruhiger und zutraulicher. Bei den letzten Besuchen konnte man schon beim Verbinden den Nasenriemen weglassen, ohne befürchten zu müssen, gebissen zu werden. Als er dann gesund und nur noch einmal zur Kontrolle bestellt war, saß er im Behandlungszimmer unter einer Bank, unter die er sich stets verkrochen hatte. Als ich das Zimmer betrat, kam er schnurgerade auf mich zu und legte seinen Kopf auf mein Bein; dabei gab er komische Laute von verschiedener Tonhöhe von sich, brömmelte vor sich hin, wedelte mit der Rute, lief von mir zu seiner Herrin und wieder zurück, immer diese eigenartigen Laute ausstoßend, als wolle er mir etwas erzählen. Und dann kam das Rätselhafte. Während der ganzen Behandlung, die sich über zwei Monate erstreckte und die doch immerhin täglich vorgenommen werden mußte, war er von der Bank zum Tisch geschafft worden und hatte sich vom Tisch zurück unter die Bank begeben. Wenn dann seine Herrin die Tür zum Warteraum öffnete, war er hindurchgesaust und, hast du nicht gesehen, fluchtartig aus dem Zimmer verschwunden.

Jetzt, wo er das Gefühl hatte, nun bist du geheilt, heute wird mit dir nichts mehr gemacht, da sah er sich im Zimmer alles, aber auch alles an. Er sprang auf den Operationstisch und beschnupperte ihn von allen Seiten, er roch an den Instrumenten und in den Instrumentenschrank hinein; der Wattebehälter wurde aufs genaueste untersucht, kurz, es gab nichts, was sein Interesse nicht geweckt hätte. Als ich ihn zu mir rief, kam er sofort und ließ sich den Kopf kraulen; dabei gab er immer wieder diese leise murmelnden Laute von sich. Es ist wohl ohne Zweifel klar, daß der Hund genau gewußt hat, daß ihm geholfen worden war.

Und so gibt es noch viele Beispiele, wie gerade scharfe Hunde sich nach der Behandlung um den Finger wickeln lassen. Sie zeigen sich dann so, daß man auch nicht einen Augenblick das Gefühl hat, von ihnen gebissen zu werden. In all diesen Fällen hat das Tier eben gemerkt, daß man ihm geholfen hat, daß man ihm durch die Behandlung, selbst wenn sie nicht immer ganz schmerzlos war, einen großen Schmerz genommen hat.

Sehr interessant ist es zu beobachten, wie verschiedenartig sich die Besitzer der einzelnen Patienten bei der Behandlung ihres Lieblings verhalten. Da kann ich

Hier lagern edle Gewächse der besten europäischen Weinbaugebiete

WEINHANDLUNG BAUR AU LAC
Börsenstraße 27 **ZÜRICH** Telephon 23 63 60

VERLANGEN SIE BITTE UNSERE NEUE PREISLISTE

DELICIOSA

die exquisite Cigarre
für den kultivierten Raucher.

In bequemen Taschenpackungen zu 5 Stück:

Deliciosa-Princesas	Fr. 2.50
Deliciosa-Reinas	Fr. 3.—
Deliciosa-Luxor	Fr. 3.50
Deliciosa-Regalia	Fr. 4.50
Cedernkistchen zu 50 Stück	

Für die Jagd
Für den Fischer
Für den Bergsteiger
Für das Berghotel

DAS IDEALE MEHRZWECKFAHRZEUG

Willys - Jeep - Station - Wagen

mit 2- und 4-Rad-Antrieb, 11 PS
6-7 Personen oder 600 kg Gepäck

Über Weg und Steg, durch Sumpf und Flüsse, über Steigungen bis 45% und sogar ein Anhänger bis 2350 kg Gesamtgewicht kann vom

Willys - Jeep - Station - Wagen

gefahren resp. gezogen werden.

KENNEN SIE EINEN IDEALEREN PERSONENWAGEN?

Vom Ankaufspreis von **Fr. 15 500.—** wird Ihnen von der Zollverwaltung **ca. Fr. 1450.—** zurückerstattet!

Eine Probefahrt oder Offerte steht Ihnen zur Verfügung. Offizielle Vertretung:

AUTOMOBIL-VERKAUFS-AKTIENGESELLSCHAFT-ZÜRICH
Talstraße 6 (vis-à-vis Baur au Lac) Telephon (051) 23 72 77 und 25 68 58

«Cascade dorée» nennt sich diese hübsche Dubarry Abend- und Festbluse, die harmonisch duftiges Lamé-Gewebe mit jugendlicher Linie vereint * Ein Ausdruck freudiger Feststimmung *

Erhältlich in Goldlamé auf Fond weiß, schwarz oder hellgrau in guten Fachgeschäften.
Dubarry Modell 6695 Kreation K. SCHENKEL-ECKERT, HORN (Thurgau)

Ein Sonnenstrahl Italiens

Lavanda Coldinava

A. NIGGI & C. - IMPERIA

General-Vertreter für die Schweiz:
Dr. Hirzel Pharmaceutica Zürich

nun nicht umhin, den Damen mein uneingeschränktes Lob auszusprechen. Fast niemals kommt es vor, daß da eine ohnmächtig wird oder schlapp macht, und zwar einfach deshalb, weil sie offen zugeben, dem Eingriff nicht zusehen zu können und das Sprechzimmer verlassen.

Wie anders ist da doch das «starke» Geschlecht. Und auch hier erlebt man Sonderliches. Nicht etwa die Schwachen und die Engbrüstigen sind es, denen man von vornherein nicht viel zutraut, sondern die vom athletischen Typ, die aussehen, als ob sie jeden Augenblick einen Gang mit «Maxe» über fünfzehn Runden machen könnten. Wenn man sie ganz bescheiden fragt, diese Kraftmeier, ob sie nicht lieber hinausgehen wollen und draußen warten, da kann man was erleben. Man erfährt dann erst, was sie schon alles mitgemacht und mitangesehen haben. Der eine war im Felde Sanitätsfeldwebel und bei soundso vielen Beinamputationen und Kopfaufmeißelungen dabei, daß einem bei diesen Schilderungen beinah selbst übel wird. Ein andrer hat am eigenen Leibe soundso viele Operationen durchgemacht, hat zugesehen, wie ihm der Blinddarm herausgenommen wurde, ohne mit der Wimper zu zucken — und soll wegen solcher Lappalie hinausgehen, einfach lächerlich!

Nun, man entschuldigt sich, bittet ihn nun, den Patienten mitzuhalten und ihm beruhigend zuzusprechen — und dann hat man den Salat. Nachdem man sich mit der Wundbehandlung beschäftigt, die Desinfektion und die örtliche Betäubung vorgenommen hat, greift man nun zum Messer und macht den ersten ergiebigen Schnitt. Klar, daß man da keine Zeit hat, sich um den heldenhaften Besitzer zu kümmern. Da höre ich aber auch schon meine Frau fragen: «Es wird Ihnen doch nicht schlecht? Sie sehen ja ganz blaß aus.» — Denn sie kennt den Schwindel aus dem Effeff. Nun wirft man einen kurzen Blick aus dem Augenwinkel auf den Unglücksraben und entdeckt das, was man eben nicht entdeckt wollte. Die ersten untrüglichen Anzeichen sind Schweißausbruch und blasse, käsige Gesichtsfarbe. Packt man nun ganz schnell zu, dann kann man das Glück haben, daß sich der Mann erholt. Raus aus dem Zimmer, ein Glas Wasser oder Cognac, das Fenster auf — und die Gefahr ist für diesmal vorüber. Verpaßt man aber den Augenblick — und das kann sehr leicht vorkommen, denn der Patient, um den man sich zu kümmern hat, liegt ja noch auf dem Tisch, dann knallt der «Starke» wie vom Blitz getroffen auf den Fußboden, und das ist schon viel unangenehmer. Ganz abgesehen davon, daß sich der Mensch verletzen kann, wird der Gang der Operation aufgehalten, und es entsteht eine Unruhe, die man ja gerade durch die Anwesenheit des Besitzers vermeiden wollte. — Jetzt hat meine Sprechstundenhilfe ein so gutes Auge und ein solches Fingerspitzengefühl, daß sie diese Art Katastrophe förmlich wittert.

Mancher gute Tropfen Cognac ist so in die Kehle eines «starken Schwachen» geflossen. Dabei hat sich dann eines Tages ein Fall ereignet, der mir zu denken gab. Das Wartezimmer war zum Bersten voll, und ich mußte einen Hausdiener mit seinem Hunde mit ins Behandlungszimmer nehmen, in dem schon zwei andere saßen. Ich nehme gerade bei einem Hunde einen lächerlich harmlosen Eingriff vor, als doch der Bengel vom Hausdiener schlapp macht und langsam, aber sicher auf seinem Stuhle zusammensackt. Meine Gehilfin hin, die Salmiakflasche unter die Nase gehalten und dann den üblichen Cognac. Es fiel mir auf, daß der eine Cognac die gewünschte Wirkung nicht hatte und erst der zweite die Lebensgeister des Ohnmächtigen wieder weckte.

Als er dann an der Reihe war, fragte ich ihn, wie er denn bei einer so nichtigen Sache schlapp machen könne, noch dazu, da er gar nicht beteiligt war. Mit verschmitztem Lächeln meinte da der Bursche: «Ich hab' ja gar nicht schlapp gemacht, Herr Doktor, ich wollte nur einmal den Cognac versuchen, der im Wartezimmer immer so gelobt wird. Aber mein Kompliment, Herr Doktor, er ist wirklich ausgezeichnet. Da ich nun nicht wußte, wann ich mal wieder so 'nen guten Tropfen auf so billige Weise meinem Leichnam einverleiben würde, bin ich erst beim zweiten Glase vom Scheintod erwacht.»

Damit nun der Fall nicht etwa Schule machte, gab es von da an weder Dreisternigen noch Verschnitt, sondern nur lieblich duftenden Salmiak und Aqua fontana — zu deutsch: Leitungswasser. Der Erfolg war groß und vor allem billig. — Ob der Hausdiener hinterher von den Geschädigten eine Abreibung erhalten hat, habe ich nie erfahren.

Welche Lehre aber soll man nun aus dem vorher Geschilderten ziehen? Sehr einfach! Man soll sich nicht mehr zutrauen, als man vertragen kann.

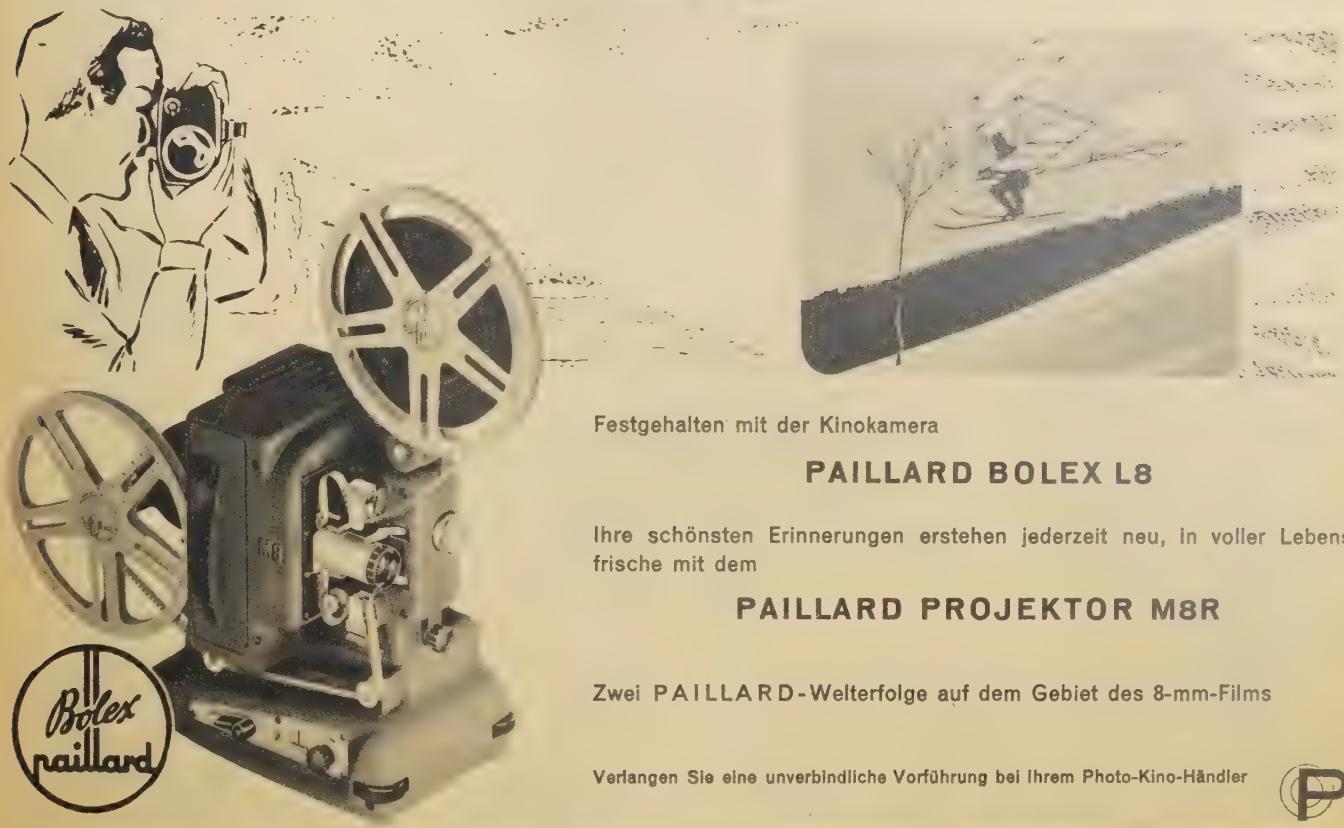
Nun könnte mit einem gewissen Recht eingewendet werden, daß der Besitzer im Behandlungsraum gar nichts zu suchen habe. Gewiß, das wäre mir auch das liebste, aber rein grundsätzlich ist ja gegen den Wunsch, bei der Behandlung zugegen sein zu wollen, gar nichts einzuwenden. Ganz abgesehen davon, daß wirklich die meisten Patienten bedeutend ruhiger sind, wenn ihr Herr dabei ist.

Tag für Tag erlebt man Freude an den Patienten, von denen jeder, aber auch jeder seine eigene Art hat — wie wir. Traurig, sehr traurig ist es nur, wenn die Untersuchung ergeben hat, daß das Leiden unheilbar ist. Wenn einen der Hund dann anspringt, vertrauensvoll mit seinen großen Augen ansieht, einem die Hand leckt, dann tut es einem doch bitter leid, daß man soeben sein Todesurteil aussprechen mußte.

* *
*

All das, was dem Verfasser dieses Textes, dem Tierarzt Carl Berndt, an besonderen Erlebnissen im Umgang mit seinen vierbeinigen Patienten in Erinnerung geblieben ist, erzählt er in seinem Buch «Der Nächste bitte... Aus der Sprechstunde eines Tierarztes» (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Neuauflage 1950), dem wir die obigen Abschnitte entnahmen. Kein Tierfreund versäume es, dieses feinsinnige, humorvolle und warmherzige Werk zu lesen.

Einmalige Erlebnisse werden unvergänglich . . .



Festgehalten mit der Kinokamera

PAILLARD BOLEX L8

Ihre schönsten Erinnerungen erstehen jederzeit neu, in voller Lebensfrische mit dem

PAILLARD PROJEKTOR M8R

Zwei PAILLARD-Welterfolge auf dem Gebiet des 8-mm-Films

Verlangen Sie eine unverbindliche Vorführung bei Ihrem Photo-Kino-Händler

«AUSGESETZT AUF DEN BERGEN DES HERZENS...»

Zu Eugen Gottlob Winklers «Briefen 1932–36» im Karl Rauch-Verlag

Das Biographische des frühvollendeten deutschen Dichters Eugen Gottlob Winkler ist rasch nachgezeichnet; Seine Jugend erlebt der 1912 in Zürich Geborene in der Weingegend bei Stuttgart. 1930 bezieht er die Münchener Universität, erfüllt von Zweifeln am Wissenschaftsbetrieb, geht im folgenden Winter nach Paris, angeblich um Material für seine Dissertation zu sammeln. Wie nebenbei erledigt er, kaum einundzwanzigjährig, seine Promotion bei Karl Voßler. Und nun beginnt eine Lebenskurve von einsinnig fallender Tendenz: der zum Dichter Berufene, dem die primitivste Lebenstüchtigkeit abgeht, ringt um den Erwerb von wenigen Mark monatlich, die er sich als Schriftsteller, als Reisebegleiter, als Vertreter zu verdienen sucht. Immer weiter wird er von seinem eigentlichen Lebenszentrum abgetrieben, immer spärlicher werden in diesen letzten Jahren seine Freundesbriefe, die gehaltvoll, stilisiert, kupferstichartig dem am Zeitverhängnis Verzweifelnden Gelegenheit geben, die eigene, beispielhafte Situation — «this damned myself» — mit schonungsloser Objektivität zu analysieren. Es bedarf nur noch eines geringen Anlasses — der Anschein einer erneuten Verhaftung des politisch Verdächtigen läßt ihn den Tod suchen, den er anwendungsbereit in Form von Veronaltabletten mit sich trug. Am 28. Oktober 1936 scheidet er — vierundzwanzigjährig — freiwillig aus dem Leben.

Zwei Bände, die nach seinem Tode erschienen und rasch einen kleinen Kreis Gleichgestimmter faszinierten, vereinigen die Aufsätze, in denen Winkler in der Begegnung mit Gestalten verwandter Weltstimmung — George, Platen, Oberst Lawrence, Ernst Jünger, Hölderlin — seine geistige Kontur bestimmte und die «Dichterischen Arbeiten» — aus Valéryschem Wachsein erarbeitete, geschliffene Edelsteine. Die jetzt vorliegenden Briefe lassen die ständige innere Bedrohung und Verzehrung ahnen, denen dieser antikische und doch wieder höchst moderne Mensch durch den geistlosen Mechanismus des Berufslebens, dem er seinen Tribut zollen mußte, ausgeliefert war. Der Tod erscheint hier wie der letzte Akt einer konsequenten Entfaltung seiner letzten Lebensjahre, die in einer Distanz spielen, in der «aller Zuspruch des Geistes wie Hohn wirkt».

Ein elementarer, nach außen gewandter Mensch, der mit einem überwachen Bewußtsein geschlagen ist, das alle schirmenden und rettenden Bezüge unter seinem «Basiliskenblick» auflöst. Wie in einem Brennglas wird alles Tun unter das richtende Auge des Intellekts in einen gleichsam luftleeren Raum gestellt und verliert seine Verbindlichkeit. Alles nur «Vorgemachte» verschwindet, und der Bewußt-Lebende sieht — vor die nackte Wirklichkeit gestellt — als einzige Form, eine derartige Existenz zu erfüllen: die Kunst, die damit zur Lebenshaltung, ja Lebensnotwendigkeit von zwingender Radikalität wird.

Dabei ist von vornherein klar: Dichten wird bei Winkler kein unbewußtes Schöpfen, kein «es dichtet» sein, wie etwa noch die Gedichte des jungen Goethe. Der heutige Künstler kann nicht mehr mit einem sicheren ästhetischen Zeitempfinden rechnen, er muß sich das Handwerkszeug zur Darstellung seiner Absichten neu erwerben. Er muß durch das individuell Originelle hindurch einen absoluten Kunststil finden — eine Kunst, die «nichts den Zufälligkeiten ihrer Zeit verdankt». Dieses «von vorn Anfangen» birgt ungeahnte Möglichkeiten, das Menschliche in zeitloser Form zum Ausdruck zu bringen. Dichten wird hier zum Werken im Sinne Flauberts, bei dem Denken und Fühlen gleichermaßen beteiligt sind. Und doch lauert schon wieder der Zweifel, das große «Wozu»; denn ist nicht jedes Gedicht heute schon ein Anachronismus? So schreibt Winkler in seinem letzten Brief nach dem Besuch einer Shakespeare-Aufführung: «Nach einem Stück wie ‹Troilus› gibt es nichts mehr zu sagen. Wozu noch? Hier habt ihr alles.»

Ist Winkler ein «axiomatischer Theoretiker des Nichts», ein Nihilist Jüngerscher Prägung? «Der Ausgangspunkt ist der gleiche — der Weg ein anderer.» Winkler will nichts umwerten, er weiß um das «rechte Leben», die Kehrseite des modernen, sinnwidrigen — nicht sinnlosen! — Lebens; er tendiert mit jeder Faser nach der Geborgenheit, nach der er eine beständige Sehnsucht verbirgt, wenn diese Geborgenheit auch für immer entschwunden ist — in seinem Essay über den späten Hölderlin, der zum Einsichtigsten gehört, was über diesen letzten Dichter des «Heilen» geschrieben worden ist, hat er es mit unvergeßlicher Dichte gesagt. Es ist kein Aesthetizismus, denn Leben und Kunst sollen zur Deckung gebracht werden, keine Weichheit in dieser äußerlich kraftvollen Natur voll innerer Lebensfülle — es ist ein stellvertretendes Geschick; er weiß, daß er «nur um ein Kleines vorausempfinde, was noch das ganze Abendland empfinden wird».

Winkler erlebt unsere Zeit und ihre Möglichkeiten mit brutaler Realistik und Wahrhaftigkeit. Sein Leben und seine Einsichten lassen sich nicht widerlegen — sie vollziehen sich in einem Bereich, in dem Falsch und Richtig ihre Bedeutung verloren haben. Der Einwand gegen ihn kann nur aus einem anderen, sicheren, ungebrochenen Lebensgefühl kommen, das ihn «wider-lebt». Die anderen aber, die ausgesetzt auf den Bergen des Herzens von seiner Stimme betroffen sind, haben an diesem paradigmatischen Dasein eine «Waage des Herzens», die den eigenen Standort mit untrüglicher Sicherheit anzeigt. Ihnen seien diese Briefe in die Hand gelegt.

Alfred Schüler

* * *

Heiss:
Zehn Stunden ohne Strom, Gas oder Feuer

Kalt:
Zwei Tage ohne Eis

Eine herrliche Hilfe, wo man unregelmässig isst, früh aufsteht, Besuch erwartet, Kaffee gerne heiss trinkt, bei Krankheit

Fabrikant:
Standardwerke AG.
Dietikon-Zch.

Verkauf in allen Haushaltgeschäften

W. KOCH

ZÜRICH – BAHNHOFSTR. 11

COGNAC MARTELL

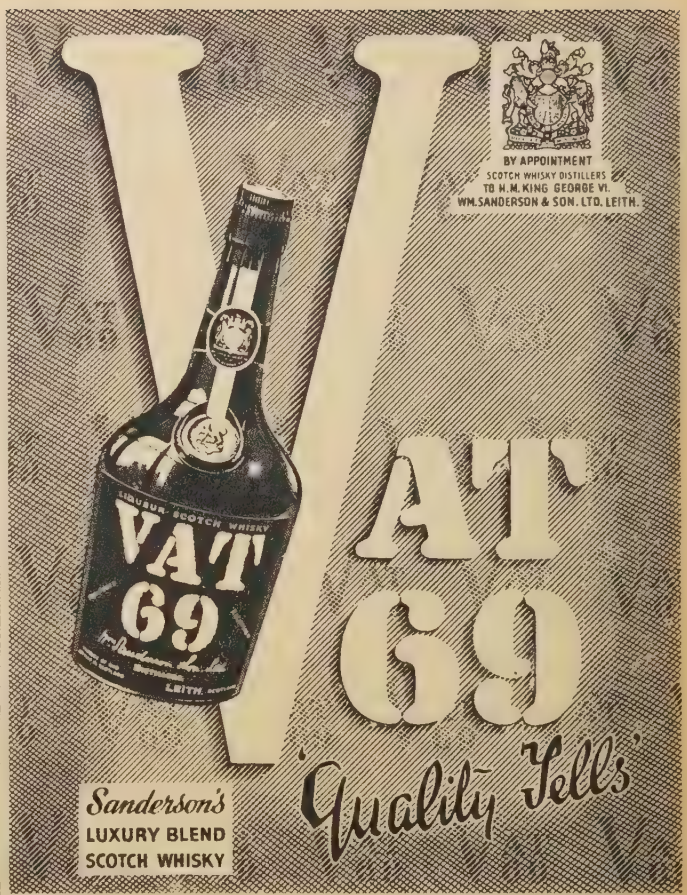
Persianer

ist Modefavorit. Der Lieblingspelz aller Kennerinnen. Und mit Recht. Persianer verdient wegen seiner Eleganz und Solidität volle Beachtung. Sie finden bei uns elegante Modelle, die preislich sehr interessant sind. Prüfen Sie bei uns Persianer, die Spezialität unseres Hauses.

PELZHAUS

Geiger & Hutter

ZÜRICH LIMMATQUAI 138



Déposítaires: Henry Huber & Cie, Vins fins, Zurich 5, Tél. (051) 23 25 00

G. LABITZKE ERBEN

Labitzke Farben

LACKE DRUCKFARBEN

ZÜRICH-
ALTSTETTEN

Blumengeschäfte mit diesem Zeichen sind Mitglieder der

FLEUROP/INTERFLORA

einer weltumspannenden Organisation, die zu kleinen Gebühren Blumen sowohl in alle Orte der Schweiz, wie auch in 70 kontinentale und überseeische Länder vermittelt.

DIE BESUCHERIN

«In diesen unsicheren Zeiten», sagte die umfangreiche Dame streng, «sollten Sie die Wohnungstüre nicht offenlassen, wenn Sie ausgehen. Es könnte einmal der Unrichtige eintreten.»

Sie saß in meinem besten Fauteuil und machte es sich bequem.

«Ich ging nur rasch einen Brief einwerfen», äußerte ich, verblüfft nach meiner ungebetenen Besucherin blickend.

«Nun, vielleicht war es in diesem speziellen Falle ebensogut, daß Sie die Türe nicht abschlossen», fuhr die Dame nachdenklich fort, «ich habe Dutzende von Wohnungen anzusehen, und da mein Zug um halb fünf Uhr nach London zurückfährt, kann ich für jede nur einige Minuten aufwenden. Als ich hier niemanden vorfand, nahm ich mir die Freiheit, einzutreten und einen Blick in die Räume zu werfen. Aber offen gestanden, finde ich die Wohnung für unsere Ansprüche gänzlich unkonvenierend. Erstens ist die Badewanne zu kurz. Mein Gatte mißt in Socken sechs Fuß vier und ich sagte dem Vermittler ausdrücklich, daß eine lange Badewanne unerläßlich sei.»

Ich spielte mit dem Gedanken, ihr vorzuschlagen, der Gatte möchte beim Baden die Socken vielleicht ausziehen, um dadurch etwas kürzer zu werden — aber ehe ich ein Wort einwerfen konnte, haspelte sie weiter: «Das große Schlafzimmer ist nicht übel», räumte sie ein, «obschon mir die Lage der Lampe nicht paßt. Ich leide schrecklich an Schlaflosigkeit wie die meisten geistig aktiven Künstlernaturen und sitze manchmal die ganze Nacht lesend in die Kissen zurückgelehnt. Natürlich wird der Platz des Lichtes verlegt werden können, wenn wir die Wohnung für längere Zeit mieten, nicht?»

«Nun...» begann ich.

«Ich glaube allerdings nicht, daß mein Gatte einverstanden ist, sechs Guineas die Woche zu bezahlen, wie Sie es verlangen. Mindestens ein halbes Dutzend der Wohnungen, die mir für fünf oder fünfeinhalb Guineas angeboten wurden, waren hübscher als diese. Was mich am meisten bekümmert, ist das Gastzimmer.»

«Es besteht absolut kein Grund zur Bekümmernis», wandte ich ein, «denn...»

«Ich sagte der Agentur, daß wir unbedingt ein gutes zweites Schlafzimmer haben müßten, weil mein Mann seine Geschäftsfreunde über das Wochenende einladen will und solch armseliger Raum ohne fließendes Wasser einen schlechten Eindruck macht. Und erst die Küche! Einen solch altmodischen Schüttstein habe ich schon lange nicht mehr gesehen, und auch der Boiler ist nicht so, wie ich es gewohnt bin. Ich setzte ihn versuchsweise in Betrieb und es gab einen fürchterlichen Knall.»

«Es knallt bloß, wenn Sie das Wasser zu plötzlich aufdrehen», erklärte ich ihr, «aber...»

«Und dann liegt die Wohnung ein gutes Stück weiter von der See entfernt, als mein Mann es liebt...»

Ich fand den Zeitpunkt gekommen, sie meinerseits zu unterbrechen. «Wenn wir die Wohnung vermieten wollten», hub ich an, «würden wir mit Vergnügen das Haus näher zur See schieben und eine längere Badewanne installieren lassen und fließendes kaltes und warmes Wasser ins Gastzimmer legen und alles übrige so herrichten, wie Sie es sich wünschen; aber wir denken gar nicht daran, die Wohnung abzugeben. In Bramfield Court ist eine möblierte Wohnung zu vermieten; dies hier ist aber Bramfield Rise.»

«In diesem Falle sollten Sie sich schämen, meine kostbare Zeit derart in Anspruch zu nehmen», empörte sie sich, um hernach kleinlaut hinzuzufügen: «Zudem ist es eine große Enttäuschung für mich, denn dies ist genau die Wohnung, nach der ich die ganze Zeit vergeblich gesucht habe...»

D. H. Barber. Deutsch von Alice Fricker. Mit freundlicher Genehmigung des «Punch», London

* *
*

LITERARISCHE HINWEISE

«*Das Saitenspiel*» nennt sich der erste Versband der jungen Schweizerin Erna Heller (Verlag Huber & Co., Frauenfeld). Wer daraufhin erwartet, daß sich ihm ein blasses Land der zarten Träume und der ätherisch verhauchenden Sprachklänge auftue, der wird angenehm enttäuscht. Ihn fesselt ein erstaunlich reiches lyrisches Welttheater im kleinen, lebensnah und dennoch im Alltäglichen das Wunderbare offenbarend:

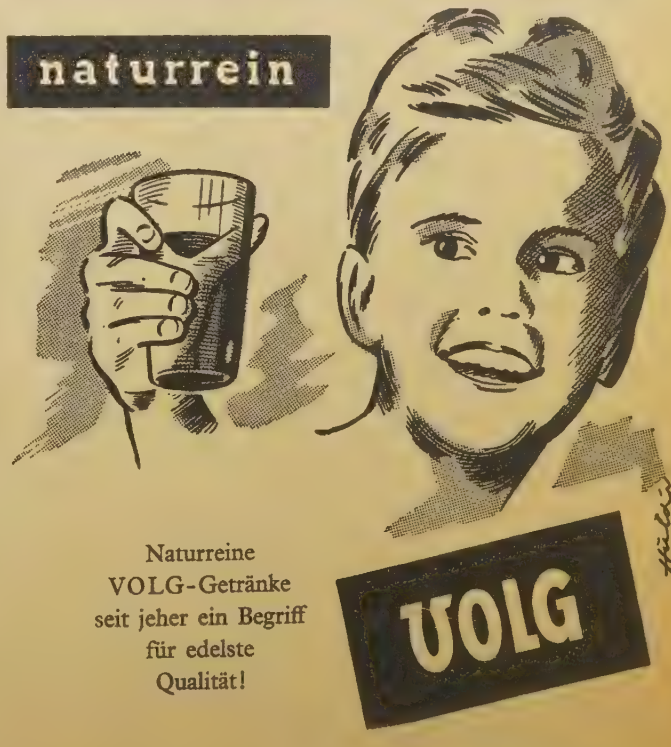
Menschen im Gegenlicht

Sie tragen alle einen Schein ums Haar
Wie jene Heiligen auf alten Bildern,
Und abertausend Sonnenstäubchen mildern,
Was ehedem an ihnen unschön war.
So wandeln sie auf den gewohnten Bahnen
Und dennoch dem Gewöhnlichen enthoben,
Von dem Geheimnis reinen Lichts umwoben ...

Die originelle thematische Vielfalt ist beglückend. So stehen denn auch die Gedichte nicht in Zyklen streng gebunden, sondern wie in den bunten Konstellationen des Lebens selbst im Buch: neben den «Menschen im Café» ein Herbstgedicht, Verse auf die Aehren im Feld neben dem Zirkusgedicht «Das

Die schöne gestrickte Unterwäsche

Hersteller:
Rüegger & Co., Zofingen



Naturreine
VOLG-Getränke
seit jeher ein Begriff
für edelste
Qualität!

VOLG-TRAUBENSAFT
VOLG-SÜSSMOST

Das schönste Festgeschenk
ein Soennecken Füllhalter

In den Papeterien zu Fr. 13.50 bis Fr. 45.- erhältlich

Dromedar». Ueberall ist der Reichtum einer vielseitigen und schöpferischen Persönlichkeit ausgebreitet, die subtil über eine maßvolle, in reinem Fluß strömende dichterische Sprache gebietet und, wo es not tut, auch über das gewagte, neuernde Bild und Wort. Es geschieht nicht oft, daß auf so überzeugende Art Leben durch Kunst erleuchtet und Kunst von Leben durchdrungen wird. Man darf Erna Hellers «Saitenspiel» zu den schönsten lyrischen Gaben dieses Jahres rechnen.

Kürzlich taten sich junge Schweizer Maler mit wagemutigen Galeriebesitzern in Zürich zusammen und stellten Bilder aus, deren Preise frei zwischen Künstler und Käufer festgesetzt wurden. Zu einer Zeit, da jene Mäzene, die sich für noch unbekannte Schaffende einsetzen, spärlich werden, und da anderseits der nur wenig bemittelte Liebhaber moderner Kunst kaum an eine Anschaffung denken darf, war diese «Individual-Auktion» eine helfende Tat. Aus einem Willen, der ähnlich bestrebt ist, den jungen modernen Künstler aus seiner Isolierung zu befreien, stammt die soeben geschaffene Monatsschrift «Essence», die eine Synthese von bildender Kunst, Betrachtung und Dichtung darstellt. Die großformatigen, in bibliophilem Stil gehaltenen Hefte sind ein reines Werk schaffender Künstlerhände. «Essence» wird in beschränkter Auflage auf einer Handpresse hergestellt (Witikoner Handpresse, Buchzelg 10, Zürich 53). Die Eröffnungsnummer enthält zwischen wenigen Textseiten je eine Handätzung von Paul Leber und Pierre Baltensperger, eine Originallithographie von Fred Berger und einen zweifarbigen Holzschnitt zu fünf Elegien aus den «Liedern des grauen Reiters» von Robert Konrad, dem Spiritus rector der Zeitschrift. Die streng und ernst geformten Gebilde zeigen Künstler, die von den Erschütterungen und der Schwere der Gegenwart wie auch von einer letzten Hoffnung auf den wesenhaften, innerlichen Menschen bestimmt sind — eine künstlerische Jugend, kämpfend um die Mehrung des Gültigen und Tragenden mitten im Raum zwischen der gegenständlichen und der abstrakten Kunst. In kommenden Heften soll der Kreis über die Grenzen der Schweiz hinaus geweitet werden. Ein Heft dieser Zeitschrift (Fr. 3.—) ist für jeden, der in dem suchenden Ernst ihrer Mitarbeiter ein eigenes Anliegen vertreten sieht, ein sinnvolles und schönes Geschenk.

Das biographische Interesse ist ein Urantrieb des heutigen Lesers, und die Lust, in menschlichen Lebensläufen Möglichkeiten des Menschen zu erfassen, scheint unversieglich zu sein. Wir greifen ein schmales Bändchen heraus, das einer der merkwürdigsten Frauen der letzten Jahrhundertwende gewidmet ist: «*La Comtesse de Noailles*» des Genfer Literarhistorikers Charles Fournet (Editions Roulet, Genf). Sie ist eine jener rauschhaft und fraglos an die Erde und die autonome Lust des Lebens Hingegebenen, die um 1900 herum da und dort in Leben und Literatur Europas auftauchen. Fournet legt fein erspürend die Hintergründe bloß: die heimliche tragische Unerfülltheit dieser unersättlich Liebenden und grenzenlos Gefeierten, welche die Natur und den Genuß vergottete, weil sie jenen einen höchsten Gott verlor, und die in Todesbangen dahinlebte, nachdem einmal die schwere Krankheit sie befallen und die Beziehung zum einzig ebenbürtigen Partner, zu dem Dichter Maurice Barrès, gelöst war. Und dann Fournets schöne, ein bereits halb vergessenes lyrisches Werk errettende Würdigung, in dem Strophen wie die folgenden zeigen, daß wir eine Dichterin vor uns haben, die einem Baudelaire und einem Rimbaud nicht allzu fern steht:

La forêt, les étangs et les plaines fécondes
Ont plus touché mes yeux que les regards humains:
Je me suis appuyée à la beauté du monde
Et j'ai tenu l'odeur des saisons dans mes mains ...

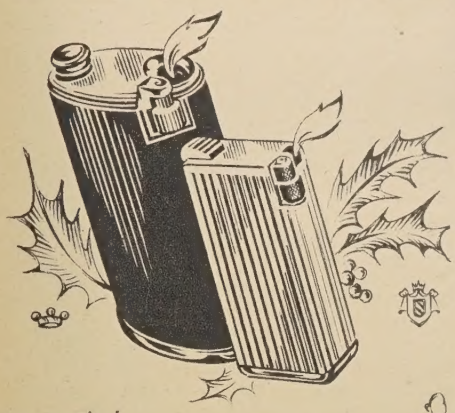
Man fürchte nicht, in eine museale Welt zu geraten, wenn man den Band «*Frauen von Weimar*» von Olga Gräfin Taxis-Bordogna zur Hand nimmt. (Verlag Ernst Heimeran, München). Die Verfasserin hat ihre Gestalten zu je zweien zusammengenommen: die Fürstinnen, die Hofdamen, die Gattinnen, die Künstlerinnen, die Liebenden, und es liegt sicherlich nicht bloß an der präsentischen Erzählform, wenn diese meisterhaft Porträtierten (etwa das Hoffräulein Göchhausen oder die Schauspielerin Corona Schröter oder die problematische Charlotte von Kalb) als nur leicht historisch camouflierte heutige Menschen anmuten, die auf ihre Weise die Realitäten des fraulichen Lebens erfahren, jede an ihrer Stelle, alle aber mitgeformt durch den Geist jenes Musenhofes, dessen Name seither zum Inbegriff einer hohen menschlichen Bildung geworden ist.

«Sie haben unserem Lande viel geschenkt», heißt es ehrerbietig in dem Glückwunschschreiben, das der schweizerische Bundesrat an den siebzigjährigen Gottfried Keller richtete. Bis zum heutigen Tag sind von diesem Werk genau so wie von Gotthelfs und Meyers Schaffen die Kräfte weit ins Land ausgestrahlt. Um Spittelers große Epen dagegen ist es bedeutend stiller. In diesen vorweihnachtlichen Tagen aber dürfte für das reizvollste und unschwer zugängliche unter den dreien endlich die Stunde der Auswirkung in die Breite angebrochen sein: mit der Volksausgabe des Versepos «*Olympischer Frühling*» im Artemis-Verlag, Zürich, ist es auch für den wenig Bemittelten erschwinglich geworden. Die Geschöpfe einer königlichen Phantasie, die gedrungene Kraft der Sprache, die erfrischende Fülle des Geschehens unter Göttern, die nichts anderes sind als gesteigerte Menschen — es ist alles unmittelbar packend wie am ersten Tag. Ungeschwächt auch die Gewalt der Anklage gegen alles, was Erdennot schafft. Was für eine bittere Korrektur am idealistischen Bild des Menschen:

Der Mensch hat fromme Augen, eine hohe Stirn,
Gespaltne Seele und ein doppeltes Gehirn.
Er kann auf einem Grundsatz oder Standpunkt stehn
Und nach Bedürfnis seine Ueberzeugung drehn.

Aber ein

FLAMINAIRE



muss es sein !

Seine rauchlose Flamme lässt das Aroma feiner Tabake besser geniessen.
Je nach Modell haben Sie Feuer während Monaten oder gar Jahren ohne Nachfüllung.

CRILLON, das Modell für die Tasche
BARONET für Schreibtisch und Salon

Flaminaire brennt mit Butagas.

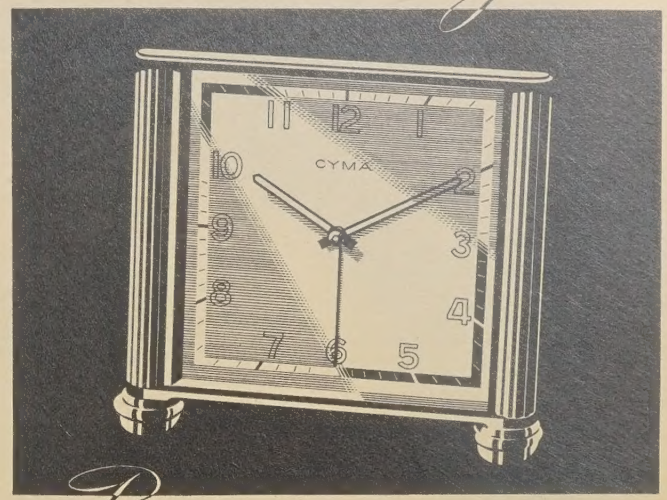
création Quercia

Bleibende Freude und Komfort verschaffen Sie mit einem Flaminaire.

Der weltbekannte

CYMA-Wecker

in neuer entzückender Form



Präzisionswerk 7 Rubis ... minutengenaue Einstellung des Weckers ... zuverlässig ... angenehmes Läuten! ... Qualität und Ausführung unerreicht! Andere CYMA-Modelle ab Fr. 35.-

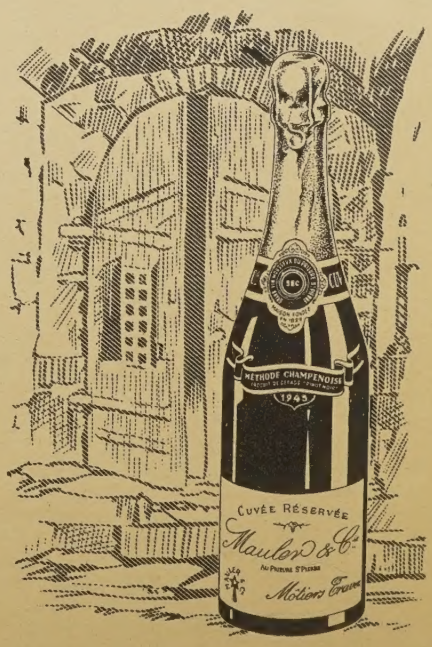
42.-

NUR EIN SCHLÜSSEL

Elegante Weihnachts-Geschenke für den Herrn

Fein-Keller

Bahnhofstr. 84 Tel 23 07 33 ZÜRICH Sihlporte-Talstr. 82 Tel 23 07 55



MAULER & CIE

CHAMPAGNE ★ GRANDS VINS MOUSSEUX

MÔTIERS-TRAVERS Maison fondée en 1829

Sein Kleid besteht aus Wolle, Leder oder Leinen,
Im Rückgrat hat er den Charakter oder keinen.
Stets siehst du ihn mit einem Tügendchen im Mund,
Daran er kaut: das hält ihn aufrecht und gesund.
Der Mensch ist klug: er hält den Finger an die Nase,
Und jeder Aberwitz versetzt ihn in Ekstase.
Kein Rätsel ist so schwer, er löst dir's ohne Schnaufen.
Er predigt: «rechts um», also wird er linksum laufen.
Der Mensch ist stolz; doch äußert sich sein Stolz verschieden:
Nach oben hündelt er und bläst sich auf nach nieden.

Dem steht hochgemut ein trotziger Kampfwille entgegen: «Mein Herz heißt ‚Dennoch'», und vor dunklen Hintergründen wird das dreifache Lob der Größe, der Schönheit und des kompromißlos Wahren erstattet. Möge nunmehr der Leser nicht vor der Herrlichkeit dieses Buches versagen!

Ueber allen Zweifel erhaben ist der Welterfolg der Kon-Tiki-Bücher. Zu dem von W. R. Corti in unserm Juliheft besprochenen Bericht des Expeditionsleiters Heyerdahl ist inzwischen die fröhliche Bild- und Wortsaga des Malers Erik Hesselberg hinzugekommen («*Kon-Tiki und ich*», Arche-Verlag, Zürich). Selten ist eine große Tat idealistischen Mutes so schlicht und zugleich übersprudelnd erzählfreudig von einer zeichnenden Feder festgehalten worden wie hier auf diesen 110 Bildern die abenteuerliche Fahrt jener sechs jungen Norweger, die 1947 auf einem primitiv gezimmerten Segelfloß den Pazifik von Lima nach den Polynesischen Inseln überquerten, um nachzuweisen, daß die Polynesier vor anderthalb Jahrtausenden auf demselben Wege aus Südamerika eingewandert sein konnten. Was in der trocken-lakonischen Sprache echt nordisch zurückgehalten wird, befreit sich in den Zeichnungen zu liebenswürdigem Spiel, und beides wirkt gleichermaßen bestrickend. Der Bilderbogen fängt an bei den Daheimgebliebenen, bei Frau und Kind und dem Kater Pius, der mit hocherhobenem Schwanz seinen Herrn zum Bahnhof begleitet, und er endet wiederum bei den Daheimgebliebenen, nur daß diesmal *zwei* Katzenschwänze sich in die Höhe recken, weil inzwischen der Kater Pius einen Sohn bekommen hat. Dieses «Inzwischen» aber ist ein fesselnder Fahrtbericht in Wort und Bild, der die Weltliteratur über die klassischen Wagnisse des Menschen um ein populäres Werk vermehrt. *Bx.*

NEUE BÄNDE DER MANESSE-BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR

Von HANS SCHUMACHER

Dieses aus der Verlagsarbeit der Schweiz kaum mehr wegzudenkende Unternehmen der Manesse-Bibliothek der Weltliteratur *(Conzett & Huber, Zürich)* nimmt seinen stetigen Fortgang. Welt und Literatur: verpflichtende Worte — sie treten von Publikation zu Publikation in wechselseitige Beziehung. Man sitzt vor der bunten Reihe (das düstere Dunkelgrün hat sich in Grau-, Rot- und Blautöne verwandelt) und kommt sich wie ein Orgelspieler vor, dem viele Register zur Verfügung stehen. Auch weniger pathetische Vergleiche wären zutreffend. Wenn es bei solcher Fülle nicht des unpassenden Diminutivs wegen wäre, könnte von einem «*Schatzkästlein*» gesprochen werden, schon deshalb, weil nun selbst eins darunter zu finden ist, jenes des «*rheinischen Hausfreundes*» Johann Peter Hebel. Werner Weber hat es mit liebender Umsicht herausgegeben und in feinen Strichen das Porträt des Kalendermannes gezeichnet, der «mit der Sicherheit des begnadeten Wanderers» in «Weiler, Dorf und Stadt mit Lumpen und Ehrenbürgern, mit Weibsbildern und Damen und lieblichen Kindern am Tische die Gabel rührte und den Becher hob und dabei auch immer die Sinne offenhielt, als wäre man seit gestern erst in dieser bunten Welt . . .» Bunte Welt! Tatsächlich! Hier in hundert Geschichten, die für uns oft mit fernen Kindheitserinnerungen verbunden sind, in weitem Wurf ausgebreitet. Man wünscht sich einen rechten Winter, einen warmen Ofen und Zeit, viel Zeit, mit diesem Buch dahinter zu sitzen.

Hat man unter anderem auch den Bericht von der «seltsamen Ehescheidung» gelesen, wie sich ein biederer Schweizer einer es «zu arg» treibenden Spanierin erwehrt, holt man sich die bessere Meinung über die Liebe in jenem Buch, wo es endlich heißen darf: «Und es kam der Dispens, es kam die Freisprechung, es kam der große Tag. Die Verlobten gingen im Triumph in die Kirche, wo sie von Don Abbondio getraut wurden . . .» Es sind die «Promessi Sposi», «*Die Verlobten*» von Alessandro Manzoni, und zwar in der neuen Uebertragung von Alexander Lernet-Holenia, die geradezu einer Neufassung gleichkommt, da er — unter Beachtung notwendiger Kürzungen — nicht auf die späteren, durch den Dichter selbst immer neu überarbeiteten und überlasteten Ausgaben griff, sondern sich bemühte, den eigentlichen Kern des Romans in seiner alten Schönheit herauszuarbeiten. Ein umfangreiches Nachwort von Giuseppe Zoppi gibt der Zeit, dem Dichter und dem Werk die gültige Deutung.

Goethe wollte als Bewunderer dieser Liebesgeschichte sie immerhin etwas gekürzt sehen; einer andern «Geschichte zweier Liebenden» täte das nicht gut. Juan Valeras «*Pepita Jiménez*» — mit aufschlußreichem Nachwort versehen und (zusammen mit Annemarie Wahl) von Fritz Wahl übersetzt — ist, auf dem belebten spanischen Hintergrund des 19. Jahrhunderts, eine Dichtung, die den großen Reiz aus kleinen Verhältnissen zieht. Schon die Einteilung in «Briefe meines Neffen», «Paralipomena zur Geschichte zweier Liebenden» und «Ausklang» verrät eine ins Innere verlegte Wegspur, die den Theologiestudenten und die Witwe Pepita miteinander verbindet. Der Autor, Diplomat, Journalist, Dozent und, mit fünfzig, Schriftsteller, war eher einer äußern, glänzenden Welt zugekehrt gewesen. Sein erster Roman, dessen Ruhm die späteren nicht verschatten konnten, aber folgt der Sehnsucht nach dem einfachen Leben auf andalusischem Boden.

In Rio de Janeiro hatte sich der Gesandtschaftssekretär Juan Valera, was seine zahllosen Briefe bezeugen, sehr einsam gefühlt — das wäre nicht nötig gewesen, denn hier lebte als Beamter ein Kollege, Machado de Assis, der — nach den Worten des Uebersetzers und Herausgebers Wolfgang Kayser — «mit allen brasilianischen Schriftstellern seiner Zeit freundschaftliche Beziehungen» unterhielt. Die beiden weltmännischen Dichter hätten sich wohl gut verstanden. Die «*nachträglichen Memoiren des Bras Cubas*» zugänglich gemacht zu haben, ist wie eine Entdeckung. Vor bald siebzig Jahren erschien dieser Roman, über dem ein einzelner Stern besonders leuchtet: Sterne, der Dichter des «Tristram Shandy». Mit der Technik des sinnvoll verhedderten Mosaiks arbeitet auch Machado de Assis. In verwirrender Fazettierung gibt er eine Liebesgeschichte, die, im Gegensatz zur Ländlichkeit in Valeras Roman, der Atmosphäre des Urbanen angehört. Welche sonst unübliche Erzählweise, wenn man sie mit dem traditionellen Muster des 19. Jahrhunderts vergleicht, mit Tolstoi etwa!

Diesem Vergleich können dessen «*Meistererzählungen*» dienen, die Fega Frisch neu übersetzt hat: «Herr und Knecht», «Wieviel Erde braucht der Mensch?», «Die beiden Alten», «Nach dem Balle» u. a. Tolstoi hatte einst die Frage gestellt: «Was ist Kunst?» Die Antwort lautete: «Die künstlerische Tätigkeit wird allen Menschen zugänglich sein, weil in der Kunst der Zukunft nicht nur jene komplizierte Technik nicht verlangt werden wird, die die Kunstwerke unserer Zeit verunziert, sondern im Gegenteil es wird Klarheit, Schlichtheit und Kürze verlangt werden.»

Diesem Programm genügt auch, auf seine spezifische Weise, der Roman «*Die sieben Brüder*» des finnischen Dichters Aleksis Kivi. «Der Schwerpunkt von Kivis Genialität liegt ohne Zweifel auf dem humoristisch-realistischen Gebiete», sagt der Uebersetzer und Kommentator Edzard Schaper. Genau so verhält es sich in diesem großen Romanwerk, das die Rückkehr der in den Wald verzogenen sieben Brüder in die menschliche Gesellschaft schildert. Die alte Antithese Natur und Kultur, Abgeschlossenheit und Sozietät hat bei Kivi geradezu eine paradigmatische Darstellung gefunden, wobei noch die Stammesgeschichte des finnischen Volkes von mythischen Tiefen bis herauf in unsere Zeit mit repetiert wird.

So spiegelt sich in diesen paar neuen Zeugnissen der Weltbibliothek das 19. Jahrhundert, dem unsere Zeit mehr verpflichtet ist, als man denkt, in vielfältigsten Aspekten. Daß den diesjährigen Schub dieser Manesse-Bände auch noch jener Dichter begleitet, der zu den gelesensten seines Jahrhunderts zählte, ist wohl kein Zufall, sondern der Absicht des versierten Regisseurs der ganzen Reihe, Dr. Walther Meier, zu verdanken. Dieser Dichter, den der Herausgeber Felix Stössinger als «einen Lehrer unserer Zeit» erkennt, ist Heinrich Heine, dessen Auswahl denn zu Recht «*Vermächtnis*» heißen darf. In über dreißig Kapiteln bietet sich dieses vor allem geistig faszinierende Werk in einer klugen Selektion dar, die sich in eine nicht minder meisterhafte Fassung von Einleitung und Kommentar fügt, zu der noch eine Bibliographie hinzukommt, so daß eine mustergültige Auswahl vorliegt, «die nicht eine Gesamtausgabe ersetzen, sondern begründen will». Das tut sie in so vorzüglicher Weise, daß man sich fürs erste gerne damit begnügt.

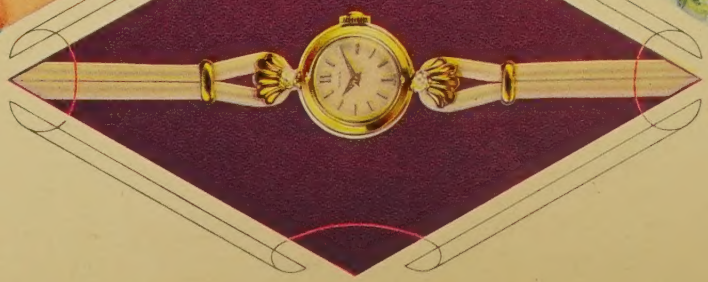
Mit John Keats' «*Gedichten und Briefen*» kommt auch noch die Lyrik und gewissermaßen der Ausgangspunkt des 19. Jahrhunderts, das hier so gut dokumentiert erscheint, zum Ausdruck. Als er 1821, nur sechsundzwanzigjährig, starb, war die Romantik am Ausklingen. Er selbst geht weit über diese Grenze hinaus: «Er wurde zum Dichter schlechthin und verkörperte», wie es der umsichtige Herausgeber, H. W. Häusermann, ausdrückt, «die bleibenden Eigenschaften und Aspirationen seines Volkes.»

Diese schöne Ausgabe der Gedichte — die Briefe geben dazu des Dichters eigenen Kommentar — vermittelt als Kern den englischen Urtext («Endymion», «Hyperion», Oden usw.), dem eine genau Prosaversion zur Seite steht. Damit fallen alle Sinn- und Tonbeugungen, wie sie jeder versmäßigen Uebersetzung anhaften, dahin. Eine ausgezeichnete Lösung; denn jener, der Hilfe benötigt, findet sie in der dezent dienenden Stütze der deutschen Parallele.

Das «Endymion»-Gedicht hat den berühmten Eingang: «A thing of beauty is a joy for ever» — diese acht hier kurz angezeigten neuen Bände der Manesse-Bibliothek der Weltliteratur sind es, mit den übrigen zusammen, auch!

L'arbre de Noël, joie d'un soir — DOXA, joie d'une vie

CH. L.



DOXA

Le Locle

SUISSE

1889

VITAMOL BRINGT IHNEN EINE WEIHNACHTS-ÜBERRASCHUNG

Gratis
ein modisches Kopftuch oder
ein Toilette-Nécessaire

Die vier Vitamol-Präparate, deren Sie zu einer wirkungsvollen Schönheitspflege bedürfen, festlich präsentiert, doch ohne Preiszuschlag. Dazu gratis ein modernes Kopftuch in der von Ihnen gewählten Farbe oder ein Nécessaire.

Die wundervollen Vitamol-Präparate sind an sich ein begehrtes Geschenk. Ihre aussergewöhnlich feine Homogenisierung bringt die hautverjüngenden Kräfte in besonders wirkungsvolle Form. Daher der rasche und auffallende Erfolg.

Jede Weihnachtspackung mit vier Vitamol-Präparaten *Fr. 16.25*, dazu gratis ein Kopftuch oder Nécessaire.

Die vier Präparate ergeben die modernste und rascheste Schönheitspflege: abends kurze Massage mit *Reinigungscrème*, dann *Nährcrème* auftragen; morgens Haut mit *Tonic* erfrischen, dann schützen mit *Tagescrème*. (Auf Wunsch wird die Weihnachtspackung mit Lait statt Tonic abgegeben.)

«Vitamol-Nährcrème verjüngt in Tagen um viele Wochen»

Vitamol